

DOSSIER

AKW: Ein Riss geht durch die Kirchen

KERNKRAFT. Es ist nur eine Konsultativabstimmung, eine zudem, die bloss den Kanton Bern betrifft. Trotzdem ist der Urnengang vom 13. Februar, an dem das Berner Stimmvolk über den Ersatz des Kernkraftwerks Mühleberg (Bild) befindet, sehr wohl von schweizweitem Interesse: Er zeigt nämlich, wie das Volk 25 Jahre nach Tschernobyl über die Kernenergie denkt. Im «reformiert.»-Dossier kommt zum Ausdruck, dass die Atomfrage nicht nur die Gesellschaft spaltet, sondern auch die Kirchen. Und dass der Riss gar durch die kleine EVP geht. > **Seiten 5–8**



PORTRÄT

Rentner und Student

WERNER LATAL. Vierzig Jahre lang arbeitete er als Elektroingenieur, nun drückt er wieder die Schulbank: Seit der Pensionierung studiert Werner Latal Religionswissenschaft. Das macht Sinn: Er ist Katholik, mit einer Jüdin verheiratet, studiert bei den Reformierten und ist Freimaurer. > **Seite 12**

KOMMENTAR

REINHARD KRAMM
ist «reformiert.»-
Redaktor in Graubünden



Neuer Herr im Haus

Viele Katecheten und Pfarrpersonen für Religion auf der Oberstufe hofften bis zuletzt: Nur eine kurze Nachqualifikation, so ihr Optimismus, und sie könnten das neue Schulfach Religionskunde und Ethik unterrichten. Jetzt ist die Katze aus dem Sack. Die Hoffnung hat sich – für die meisten von ihnen – zer schlagen.

AUSNAHME. Der Kanton ist Herr im Hause des neuen Schulfachs. Dass er überhaupt eine Übergangsregelung für kirchliches Personal zulässt, wird vom Amt für Volksschule als grosse Ausnahme (und mittlerer Sündenfall) angesehen. Denn der Grundsatz gilt: Schulischen Unterricht erteilen nur Personen mit Lehrdiplom. Diese Klarstellung – und die auf drei knappe Jahre begrenzte Übergangsregelung – mag das kirchliche Personal bitter schmerzen. Aber sie klärt die Fronten: Künftig gibt es zwei Schulfächer zum Thema Religion. Und diese werden in der Regel durch verschiedene Lehrpersonen erteilt.

CHANCE. Schülerinnen und Schüler könnten davon profitieren. Denn künftig lernen sie beides: Religion aus der Innensicht durch kirchliche Lehrpersonen und Religion von aussen betrachtet durch das kantonale Personal. Der Lehrplan für das neue Fach, an dem übrigens auch kirchliche Vertreter mitarbeiteten, ist für diese Verbindung ausgelegt. Der Ball liegt nun bei den Schulbehörden, Stundenplanmachern und dem Lehrpersonal von Kirche und Kanton. Sie müssen die Brücke zum anderen Schulfach Religion bauen – Enttäuschung hin oder her.

Kirchlicher Exodus aus den Schulen?

RELIGIONSKUNDE UND ETHIK/ Der Kanton veröffentlicht Zulassungsbedingungen für das neue Schulfach. Zwei Drittel des kirchlichen Personals können sie nicht erfüllen.



Bald nur noch historisch? Schulklasse in Savognin um 1900 mit Lehrer und Geistlichen

Wer das neue Schulfach «Religionskunde und Ethik» ab 2012 auf der Oberstufe unterrichten möchte, muss sich nachqualifizieren. Der Kanton hat jetzt die Bedingungen dafür veröffentlicht.

LEHRDIPLOM DIE REGEL. Die künftigen Lehrpersonen brauchen ein Lehrdiplom oder die Lehrbewilligung auf der Oberstufe, oder sie müssen während eines Jahres mindestens sechs Lektionen wöchentlich Religionsunterricht auf der Oberstufe erteilt haben. Nur ein Drittel des kirchlichen Personals, das jetzt auf der Oberstufe unterrichtet, sei danach zur Nachqualifikation zugelassen. So jedenfalls schätzt der Kirchenrat Graubünden in einer

schriftlichen Information an die Kirchgemeinden. Roland Just, Kirchenrat des Departements Bildung, bedauert diesen Entscheid des Kantons. «Wenn man ein neues Schulfach einführt, sollte die fachliche Qualifikation des Personals ausschlaggebend sein, und nicht ein formales Kriterium. Fachlich qualifiziert können auch Pfarrer, Sozialdiakone und Katecheten sein, die derzeit weniger als sechs Lektionen auf der Oberstufe unterrichten.»

Anders sieht es Dany Bazzell, Leiter des Amtes für Volksschule und Sport: «Die vorgesehene Ausnahmeregelung ist ein Einschnitt in der bisherigen Praxis und geht einigen pädagogischen Fachpersonen bereits zu weit. Es ist eine

Ausnahme vom Prinzip, dass es ein Lehrdiplom braucht, um an der Volksschule zu unterrichten.»

AUSNAHME ENDET 2014. Die Ausnahmeregelung, so Dany Bazzell, erlischt 2014, wenn die letzten Lehrpersonen für das neue Schulfach ausgebildet werden. Danach brauche es auch für «Religionskunde und Ethik» in jedem Fall ein Lehrdiplom.

Zufrieden zeigt sich Beatrice Zehnder, Präsidentin des ökumenischen Religionslehrpersonen-Vereins Graubünden. «Unser Ziel war, dass sich die Landeskirchen einsetzen für unsere Interessen. Das haben sie gemacht. Ein Etappenziel ist erreicht.» **REINHARD KRAMM**

TAGUNG

«Religiöse Bildung im Kulturwandel» lautet das Thema einer Tagung des Pastoralinstituts der Theologischen Hochschule Chur. Am Montag, 7. Februar 2011, 10.15 bis 16.30 Uhr in der Aula der THCh. Tagungsgebühr inklusive Verpflegung: 75 Franken.

Anmeldung:
Tel. 081 254 99 94,
pastoralinstitut@
thchur.ch



AFRIKA

Zündeln mit den Religionen

POLITIK. In Nigeria befehlen sich Christen und Muslime, in Ägypten morden Islamisten Kopten, im Sudan trennt sich der christliche Süden vom muslimischen Norden. Sind die Konflikte in Afrika religiös motiviert – oder vielleicht doch politisch? > **Seite 2**



KIRCHE

Neue Sprache umstritten

RUMANTSCH GRISCHUN. Dass rätoromanische Pfarrer und Pfarrfrauen nicht nur in Rumantsch Grischun unterrichten wollen, hat verschiedene Gründe. Ein wichtiger liegt in der Besonderheit des Unterrichtsfaches Religion. > **Seite 4**

KIRCHGEMEINDEN

GEMEINDESEITE. Kirchenkaffee und Vorträge, Telefonnummern und Taufdaten...: «reformiert.», informiert Sie im zweiten Bund über das, was in Ihrer Kirchgemeinde läuft > **2. Bund**



Weitgehend friedliche Abstimmung: Südsudanese demonstrieren in Juba für die Loslösung vom Norden

Konkurrenz zwischen Muslimen und Christen

AFRIKA/ Der christliche Süden Sudans trennt sich vom Norden, in Nigeria kommt vermehrt zu religiös motivierter Gewalt, und in Ägypten werden die Kopten zur Zielscheibe von Islamisten. Sind Christen und Muslime in Afrika auf Konfrontationskurs?

Z. B. MUDSCHAHID

Dass ein überzeugter Moslem keine Berührungängste mit anderen Religionen haben muss, zeigt das Beispiel von Machdschub H. Er ist Vater von vier Kindern und lebt in Khartum, der Hauptstadt von (Nord-)Sudan. Er hat eine gute Ausbildung und Arbeit bei einem Minenunternehmen. Machdschub ist Moslem und verrichtet täglich die Gebete, am Freitag in der Moschee. Er hat seinen jüngsten Sohn Mudschahid – «Kämpfer im Heiligen Krieg» – getauft. Machdschub ist aber ein moderner Mensch. Er will seinen Kindern eine gute Ausbildung mitgeben und lässt sie deshalb am Comboni-College studieren, in seinen Augen das beste in Khartum. Und so lernt sein Sohn Mudschahid bei den katholischen Comboni-Priestern fürs Leben.

RUK

In Juba, der Hauptstadt des Südsudan, ruft der Muezzin die Gläubigen jeden Tag über Lautsprecher zum Gebet. Daran scheint sich niemand zu stören, auch wenn sich die grosse Mehrheit im Süden des Landes zum Christentum bekennt. Das Regime von Präsident Omer Al-Bashir und dessen Nationaler Islamischer Front (NIF) hat allerdings seit der Machtergreifung 1989 die Christen im Süden des Sudan unter Druck gesetzt und mit Zwangsmitteln zum Islam bekehren wollen: Die staatlichen Primarschulen glichen Madrassen, in denen die Schülerinnen und Schüler stundenlang Koranverse rezitieren mussten. Und im Norden machten Polizei und Behörden den Millionen Flüchtlingen aus dem Süden die Religionsausübung schwer. Die meisten Südsudanese haben sich aber trotzdem nicht von ihrem christlichen Glauben abbringen lassen.

SEPARIERUNG. Es sind denn auch nicht religiöse, sondern politische und gesellschaftliche Ressentiments, welche die Menschen im Süden gegen den Norden hegen. Seit je haben die Machthaber in Khartum den Süden vernachlässigt. Arrogante Regierungs- und Geschäftsleute aus dem Norden erachteten die Südsudanese als minderwertig und behandelten sie entsprechend schlecht. Hier liegt der Grund, dass sich der Süden im Unabhängigkeitsreferendum von Mitte Januar wohl mit grossem Mehr für die Separation vom Norden ausgesprochen hat. Das Endergebnis wird im Februar erwartet.

Offen ist, ob nach der Trennung das Leben für die Christen im Norden schwieriger sein wird. Präsident Al-Bashir hat angekündigt, der Islam werde nationale Religion, die Scharia alleinige Verfassungs- und Rechtsgrundlage. Religionsminister Azhari Al-Tegani dagegen betont, die Rechte der Nichtmuslime würden im Nordsudan gewahrt. In der Tat konnten in den bisher 21 Jahren Al-Bashir-Herrschaft Kopten, Katholiken, Protestanten und andere christliche Gläubige in der Hauptstadt Khartum meist unbehelligt von ihren muslimischen Nachbarn ihre religiösen Feste und Gottesdienste feiern.

ETHNISIERUNG. Wie im Sudan sind auch in anderen afrikanischen Staaten die Muslim- und Christengemeinden geografisch in Nord

und Süd getrennt (vgl. Karte unten): in der Elfenbeinküste, in Ghana und Togo, Benin und Nigeria, Tschad und Äthiopien. Diese Situation verleitet Beobachter dazu, Konflikte in diesen Ländern religiös zu interpretieren.

In der Elfenbeinküste waren es Armeeeinheiten aus dem muslimischen Norden, die 2002 gegen die Regierung von Laurent Gbagbo im Süden rebellierten und das Land spalteten. Die Trennungslinie verläuft bei der Hauptstadt Yamoussoukro, wo der erste Präsident Houphouët-Boigny in freier Natur eine Kopie der St.-Peters-Kathedrale in Rom errichten liess. Und heute verunmöglicht der Verlierer und Christ Gbagbo aus dem Süden, dass der Wahlsieger und Muslim Alassane Ouattara aus dem Norden das Präsidentenamt antreten kann. Doch die Wurzeln des Konflikts liegen nicht in der Religion, sondern in der Frage der Staatszugehörigkeit. Einer grossen Zahl von Bewohnern des Landes, die ethnisch mit Volksgruppen der nördlichen Nachbarn verwandt sind, verweigert die Gbagbo-Regierung die Anerkennung und folglich die Rechte als ivoirische Staatsbürger. Sie waren vom ersten Präsidenten als Arbeiter auf die Kakaopflanzungen in die Elfenbeinküste gerufen worden.

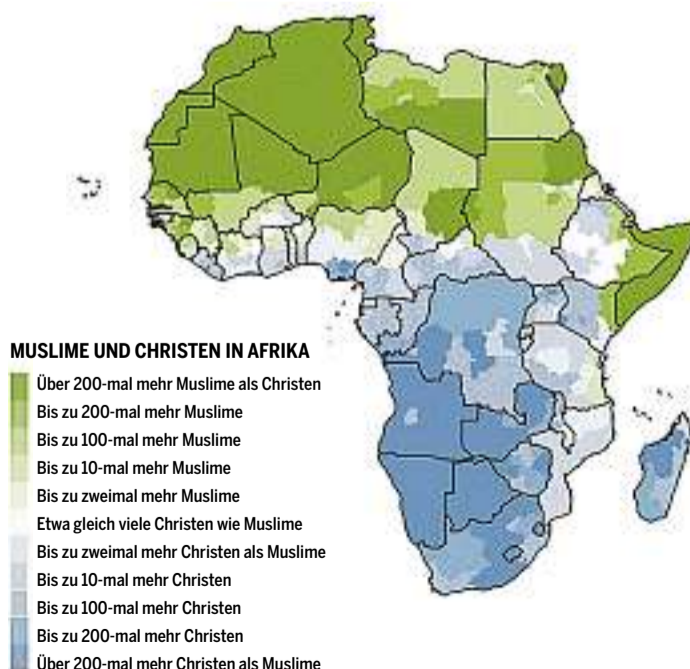


BILD: FEW FORUM ON RELIGION & PUBLIC LIFE, APRIL 2010

RELIGIONEN IN AFRIKA

CHRISTEN UND MUSLIME/ MUSLIMISCHER NORDEN, CHRISTLICHER SÜDEN

Christen und Muslime halten sich in Afrika zahlenmässig fast die Waage. Südlich der Sahara leben gemäss World Religion Database zurzeit 470 Millionen Christen (57 Prozent) und 234 Millionen Muslime (29 Prozent). Die Bevölkerung der Maghreb-Staaten im Norden ist mit 213 Millionen Muslimen fast ganz vom Islam geprägt. Der Norden des afrikanischen Kontinents ist also mehrheitlich muslimisch, der Süden mehrheitlich christlich. 13 Prozent der Menschen südlich der Sahara praktizieren traditionelle Religionen. Vor hundert Jahren sah das Bild noch ganz anders aus: 76 Prozent der Afrikaner hingen traditionellen Religionen an, 14 Prozent waren Muslime, 9 Prozent Christen. RUK

TERRORISIERUNG. Gewaltsame Konflikte liefern sich seit zehn Jahren Muslime und Christen im Bundesstaat Plateau in Nigeria, im Grenzgebiet zwischen Nord und Süd. 2010 kamen dabei mehrere Hundert Menschen ums Leben: Im Januar wurden in der Ortschaft Kuru Karama mehr als 150 Muslime getötet, bei einer Vergeltungsattacke von Muslimen starben im März in der Umgebung der Stadt Jos mindestens 200 Christen. Am Weihnachtsabend tötete ein Bombenanschlag in Jos 31 Menschen. Die islamistische Sekte Boko Haram erklärte sich dafür verantwortlich. Auf beiden Seiten handelt es sich bei den Tätern um radikalisierte Glaubensanhänger. Es dreht sich die Spirale der Gewalt.

INSTRUMENTALISIERUNG. Doch auch die Konflikte in Zentralnigeria haben nicht nur religiöse Ursachen. So verweigert die christliche Regierung im Bundesstaat Plateau vielen Muslimen die Anerkennung als Staatsbürger und vergibt an sie keine der begehrten Arbeitsstellen. Und «einheimische» Händler und Viehzüchter versuchen, die «Zuwanderer» von Gewerbe, Handel und Weideland fernzuhalten.

Für Nigerias Regierung stehen jedoch islamistische Extremisten im Zentrum der Aufmerksamkeit. Bis heute sind die Urheber des Silberbombenattentats in der Hauptstadt Abuja, bei dem elf Menschen getötet wurden, nicht eruiert. Im bevölkerungs- und erdölreichsten Land Afrikas ist die ethnisch-religiöse Nord-Süd-Spaltung politisch äusserst brisant. Religiöse Fragen werden insbesondere im Norden als Machtmittel eingesetzt. Als Antwort auf den Amtsantritt von Präsident Olusegun Obasanjo, einem christlichen Yoruba aus dem Süden, hatten die nigerianischen Nordstaaten die Scharia eingeführt, die noch heute Gesetzesgrundlage ist.

RADIKALISIERUNG. In der Vergangenheit haben radikale, vor allem islamistische Gruppierungen in Afrika wiederholt gewalttätige Aktionen durchgeführt. Am aggressivsten sind Gruppen wie die Al-Khaida im Maghreb (AKIM) oder Al-Shabab in Somalia. Bisher richteten sich ihre Anschläge auf politische Ziele. Der Bombenanschlag von 1998 in der kenianischen Hauptstadt Nairobi etwa galt der US-Botschaft. Jener vom Juli 2010 in zwei Restaurants der ugandischen Hauptstadt Kampala der Regierung. Die Autobombe vor der koptischen Al-Qiddissin-Kirche in Alexandria in der vergangenen Neujahrsnacht jedoch, die über zwanzig Menschen in den Tod riss und Dutzende schwer verletzte, war gezielt gegen die christlichen Gläubigen gerichtet.

MISSIONIERUNG. Dieser religiöse Hintergrund ist eine gefährliche Entwicklung der Gewalt in Afrika und könnte den Frieden zwischen Christen und Muslimen ernsthaft gefährden. Noch hält dieser Friede zwar in weiten Teilen des Kontinents. Er ist aber fragiler geworden. Die Konkurrenz zwischen Muslimen und Christen hat in vielen Ländern Afrikas spürbar zugenommen und damit auch der Druck, die eigene Religionsgemeinde auszuweiten. Das zeigt sich in der Vielzahl neuer, hauptsächlich von Saudi-Arabien finanzierter Moscheen, die gerade auch in afrikanischen Ländern mit deutlicher christlicher Mehrheit gebaut werden. Dies zeigt sich aber auch in der enorm wachsenden Zahl christlicher Kirchen. In diesem heiklen Klima sind religiöse Fanatiker die grösste Gefahr für das friedliche Miteinander. Die religiösen und politischen Führer Afrikas müssen ihnen entschieden entgegengetreten, wenn sie den Frieden wahren wollen. Ruedi Küng

Der Autor war lange Jahre Afrika-Korrespondent von Schweizer Radio DRS

GEPREDIGT

SABINE-CLAUDIA NOLD
ist Pfarrerin in Trin



Vertrauen – trotz allem

«Und es erhob sich ein grosser Windsturm, und die Wellen schlugen ins Schiff, sodass das Schiff sich schon füllte. Und er schlief im Hinterteil des Schiffes auf dem Kissen.»
Markus, 4, 37–38

Der sonst so wache und aufmerksame Jesus schläft mitten im Seesturm. Dieses Bild provoziert und berührt uns, denn auch wir kennen, im übertragenen Sinne, Seestürme in unserem Leben. Deshalb muss dieser Schlaf Jesu unser Augenmerk auf sich ziehen.

SEEUNGEHEUER. Der Mönch, der auf der Insel Reichenau ein Messbuch für Kaiser Heinrich malte, zeichnete nicht die aufgewühlte See, sondern das Boot als grosse Bedrohung: ein Seeungeheuer mit einem zerrissenen Segel als Schwanzflosse und dem Bug als aufgerissenes Maul. Im Boot die angsterfüllten Jünger, die mit hektischen Gebärden Wasser aus dem Boot schöpfen oder resigniert in einer Ecke kauern und auf den Untergang warten.

RASTLOSIGKEIT. Moderner könnte dieses alte Bild nicht sein: hektischer Aktionismus, gepaart mit Orientierungslosigkeit und Resignation, lassen viele Situationen zur ernstlichen Lebensbedrohung anwachsen. Der Schlaf Jesu könnte ein Fingerzeig sein, wie wir dem Dämon unserer Rast- und Ruhelosigkeit bekommen. Denn Schlaf ist weit mehr als das Gegenteil von Wachsein. Schlaf unterbricht unser Planen und Begehren. Schlaf zwingt uns, dem Wechselspiel von Anspannung und Ruhe zu gehorchen. Im Schlaf steigen Träume auf, die uns tiefere, verborgene Schichten unseres Menschseins und bisweilen sogar zukunftsweisende Wege öffnen.

GESCHÖPFE. Die Stille des Seesturms will nicht demonstrieren, dass Jesus die Natur nach Belieben beherrschen kann. Sie will vielmehr aufzeigen, dass das Meer und alle Naturgewalten keine Dämonen sind. Das Meer ist ein Mitgeschöpf – Bruder Wasser, würde Franziskus sagen –, das dem gleichen Vergehen und Werden wie wir unterworfen ist. Weder Meer noch sonstige Geschöpfe haben Gewalt über uns, selbst wenn wir durch sie untergehen sollten. Was mit uns geschieht, entscheidet der, der uns und alle Naturgewalten erschaffen hat: Gott allein.

VERTRAUEN. Der grosse Dämon ist nicht das Gesetz von Werden und Vergehen, sondern unsere Angst, dass Gott nicht existiere und wir auf uns alleine angewiesen seien. Der Dämon ist unser blinder Aktionismus und unsere Resignation. Der Schlaf Jesu im Seesturm ist ein Angebot des Vertrauens: Vertraut euch dem Auf und Ab des Lebens an, den Stürmen wie den Ruhezeiten, dem Wachstum wie der Dürre, den hellen und den dunklen Zeiten. Ein menschliches Leben geht nie ohne Blessuren und Erschütterungen ab, doch in ihnen können wir der Lebenskraft auf den Grund kommen: der Liebeskraft Gottes, die grösser ist als die Launen der Natur und stärker als das Wechselspiel von Werden und Vergehen.

GEPREDIGT AM 31. Januar 2010 in der Kirche in Trin.



Der Touristiker Urs Wohler möchte spirituelle Inhalte auch für eine breite Bevölkerung erlebbar machen

Kirche ist eine Art Sinnstifter

TOURISMUS/ Werte sind ein Schnittbereich zwischen Kirche und Tourismus. Die Kirche liefert touristische Angebote.

In der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden gibt es seit vier Jahren die Fachstelle Kirche im Tourismus. Diese hat zum Ziel, die Attraktivität des Ferienkantons Graubünden durch ein sinnstiftendes spirituelles Angebot zu steigern. Eine Kommission aus Pfarrern und einem Touristiker sammelt Ideen, wie dieses Angebot aussehen könnte, und bereitet sie auf. Doch wo genau gibt es Schnittmengen zwischen Tourismus und Kirche? Urs Wohler, Direktor der Destinationsmanagement-Organisation Engadin Scuol Samnaun Val Müstair AG, befasst sich seit rund fünfzehn Jahren mit diesem Thema. Er sagt: «Werte werden immer wichtiger im Tourismus.»

DAS BESONDERE. Natur, Landschaft, Stille, Kultur, Gesundheit – das sind die Schlagwörter. Gerade Natursehnsüchte sind topaktuell. «In unserer urbanen Gesellschaft entfernt sich der Alltag zunehmend von der Natur, und umso stärker wächst die Sehnsucht nach dem Ursprünglichen», erklärt Wohler den Trend. In den Ferien möchten die Gäste vor allem Ruhe und Entspannung.

Sie wollen raus in die Natur, wandern, biken, schlitteln, Tiere beobachten. Sie interessieren sich aber auch für die Umgebung. In der globalisierten Welt werde das Spezifische, das Besondere, wieder interessant, so der Experte. Eine Bergregion ist mit ihrer Überschaubarkeit, mit den Traditionen und den noch verwurzelten Bewohnern heutzutage besonders.

DIE SINNSUCHE. Doch was hat das Ganze mit Kirche zu tun? «Jeder Trend hat einen Gegentrend», meint Wohler. In einer Welt, in der die elektronischen Kommunikationsmittel und das Virtuelle zunehmend an Bedeutung gewinnen, gebe es wieder vermehrt Menschen, die sich auf Sinnsuche begeben. «Während den Ferien ist man offener für Sinnfragen», weiss der Touristiker. Und Kirche sei eine Art Sinnstifter. So stellen Pfarrer fest, dass in der Hochsaison die Predigten besser besucht werden. «Die Kirche ist auch ein Inhaltslieferant für touristische Aktivitäten», meint Wohler. Exkursionen in Kirchen sind beliebt, beispielsweise in der Kirche Lavin, wo Malereien von 1490 bis 1500 be-

wundert werden können. Am Erntedankfest im Münstertal nehmen Hunderte von Leuten teil. «Kirche wird in solchen Fällen für eine breite Bevölkerung erlebbar gemacht», sagt Wohler.

NATUR UND KULTUR. Wohler weist darauf hin, dass gerade auch der Tourismus die Gefahr in sich birgt, dass Kirche als Mittel zum Zweck diene. Das klassische Beispiel dazu sind die Hochzeiten in Bergkapellen. Die Kirche wird lediglich als malerische Kulisse verwendet, der Pfarrer quasi zum Abwart degradiert, welcher das Haus Gottes zur Verfügung stellt und ein paar schöne Worte zur Feier des Tages sagt. Ein tiefer liegender Gedanke fehlt, der Bezug zum Ort manchmal ebenfalls. Doch solche Gäste sind gemäss Wohler eher die Ausnahme. «Wir verspüren in Graubünden ein zunehmendes Interesse an Ferienangeboten mit spirituellem oder traditionellem Hintergrund», sagt er. Ferienregionen wie das Unterengadin profitieren jedenfalls davon und setzen ganz auf die eigenen Werte: Natur und Kultur.

FADRINA HOFMANN ESTRADA

DIE FACHSTELLE KIRCHE IM TOURISMUS

- ▶ hat zum Ziel, die Attraktivität des Kantons Graubünden für Feriengäste und Einwohner durch ein sinnstiftendes spirituelles Angebot zu steigern
- ▶ ist zuständig für die Sammlung und Aufbereitung von Ideen, wie dieses Angebot aussehen könnte
- ▶ ist verantwortlich für die Umsetzung derjenigen Ideen, die als attraktiv und geeignet angesehen werden.

Fachstellenleiterin
ist Barbara Grass.
Telefonnummer:
081 250 79 31.

KIRCHENRATSTELEGRAMM

SITZUNG VOM 16. DEZEMBER 2010

Kollekte für Verein Begleitung Sterbender

Der Kirchenrat bestimmt die August-Kollekte 2011 für den Verein zur Begleitung Schwerkranker und Sterbender.

Sylvia-Michel-Preis vergeben

Die Präsidentinnen der reformierten Landeskirchen der Schweiz verleihen in Zusammenarbeit mit der Weltgemeinschaft Reformierter Kirchen zum zweiten Mal den «Internationalen Sylvia Michel Preis». Die Verleihung des mit 5000 US-Dollar dotierten Preises findet am 20. März 2011 in Murten statt. Der Preis geht an Agnes Lisulo aus Senanga, Sambia. Sie hat in Sambia das Liyoyelo Batik Center aufgebaut, welches Frauen schult und befähigt, als

«anamoio» leitende Funktionen in ihren Dörfern zu übernehmen. Der Kirchenrat unterstützt den Preis mit 1000 Franken.

Schubert neu in Prüfungsbehörde

Die Konkordatskonferenz wählt Pfrn. Ursula Schubert als Mitglied der Prüfungsbehörde des Konkordates. Sie ersetzt den zurückgetretenen Pfr. Reinhard Kramm.

Namhafter Betrag für Projekt Malaysia

Die Pfingstkollekte 2009 bis 2011 ist für das Theologische Seminar in Sabah, Malaysia, bestimmt. Der Kirchenrat überweist für dieses Projekt 50 000 Franken.

Agnes Brandenburger neu in Kommission

Der Kirchenrat wählt Grossrätin Agnes Brandenburger, Landquart, als Mitglied in die Interkantonale Gesprächskommission.

Hilfe für Gebiete nach Naturkatastrophen

Der Kirchenrat überweist aus seinem Katastrophenfonds 7000 Franken an den Katastrophenfonds des Heks (Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz), aus welchem von Naturkatastrophen heimgesuchte Gebiete unterstützt werden, zum Beispiel die Insel Luzon, Philippinen. Dort brauchen zwei Millionen Menschen dringend Saatgut, nachdem der Taifun im Oktober die Saat zerstörte.

Aktion 50 Jahre Brot für alle

Brot für alle (BFA) feiert im Jahr 2011 sein fünfzigjähriges Bestehen. Die Fachstellenleiterin OeME, Christine Luginbühl, bereitet für dieses Jubiläum eine Aktion in der Bündner Kirche vor, um BFA in den Gemeinden noch besser zu verankern. Der Kirchenrat bewilligt für diese Aktion 4000 Franken.

Neue Aula für Waldenser

Der Kirchenrat bewilligt einen Beitrag von 3000 Franken an den Umbau der Synodalaula in Torre Pellice, Italien. Damit unterstützt er die Waldensergemeinden in Italien.

MITGETEILT VON Giovanni Caduff



Im Unterengadin ist die Akzeptanz für die Standardsprache Rumantsch Grischun gering

Pfarrer lehren lieber in der Muttersprache

RUMANTSCH/ Die rätoromanischen Pfarrer unterrichten nicht in der Standardsprache Rumantsch Grischun, sondern in dem jeweiligen Idiom.

Im Engadin wurde kürzlich der Verein Pro Idioms gegründet, der sich für die Erhaltung der rätoromanischen Idiome im Schulunterricht einsetzt. Bei Pro Idioms handelt es sich um eine Reaktion auf den 2003 vom Kanton gefällten Entscheid, die Lehrmittel nur noch in der Standardsprache Rumantsch Grischun herauszugeben. Auch bei den Rätoromanisch sprechenden Pfarrern ist die Unterrichtssprache ein Thema, dies, obwohl der Religionsunterricht nicht Sache des Staates, sondern der Landeskirchen ist.

ZU PERSÖNLICH. «Im Unterengadin ist die Akzeptanz für Rumantsch Grischun gering», weiss Stephan Bösiger, Präsident des Kolloquiums Unterengadin/Münstertal. Gemäss dem Pfarrer von Ardez und Ftan liegt das auch an der speziellen Atmosphäre des Unterrichtsfachs. «Im Rahmen des Religionsunterrichts werden oft sehr persönliche Themen besprochen. Die Schüler äussern ihre Gefühle oder Meinungen lieber in der eigenen Muttersprache», so Bösiger. Eine abstrakte Sprache wie Rumantsch Grischun erachtet er deswegen als nicht geeignet für den Religionsunterricht. Bösiger ist der Meinung, dass sich Rumantsch Grischun/Idiom in keiner Weise mit Schriftsprache/Dialekt im deutschsprachigen Raum vergleichen lasse.

KEIN BEDARF. Dass Bösiger mit dieser Meinung nicht alleine dasteht, zeigt das kaum vorhandene Interesse der rätoromanischen Pfarrer an Lehrmitteln in Rumantsch Grischun. Magnus Schleich aus Cinuoschel wurde 2004 vom Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche als Übersetzer für rätoromanische Lehrmittel eingesetzt. Die Übersetzungsarbeit teilt sich der in Fuldera tätige Pfarrer mit seiner Frau Eva Schleich. Anfragen für Übersetzungen bekam das Ehepaar bisher nur für Texte in den Idiomen Vallader, Puter und Sursilvan – dies, obwohl die Kompetenz für Übersetzungen in Rumantsch Grischun ebenfalls vorhanden wäre. Bis vor sechs Jahren behielten sich die rätoromanischen Pfarrer mit selbst über-

setzten Lehrmitteln. «Wir verstehen unsere Arbeit als die Herstellung von Zusatzmaterial», erklärt Magnus Schleich. So haben er und seine Frau den Fokus auf Dokumente gelegt, die als Basis für eine freie Erzählung dienen. Konkret heisst das: keine Übersetzungen von vollständigen Lehrmitteln oder Büchern. Die Pfarrer sollen weiterhin mit Einbezug des eigenen Materials unterrichten können. Die offiziellen rätoromanischen Übersetzungen basieren auf dem ökumenischen Unterrichtsplan und sind elektronisch über die Kirchliche Mediothek in Chur abrufbar.

EIN TRUGSCHLUSS. Auf den ersten Blick scheint Rumantsch Grischun also kein Thema für die rätoromanischen Pfarrer zu sein. Doch dieser Anschein trügt, meint Hans-Peter Schreich aus Valchava im Münstertal. Er hat in den vergangenen Jahren aus eigener Initiative verschiedene Lehrmittel und Bücher in Rumantsch Grischun herausgegeben. Am 8. Juni 2005 entschied die Bevölkerung des Münstertals mit einer deutlichen Mehrheit (238 gegen 131 Stimmen), als erste Region die einheitliche Sprache für die Schule einzuführen. Das war für Schreich die Motivation, im Religionsunterricht mitzuziehen.

DIE NACHFRAGE STEIGT. «Für mich war diese Arbeit eine Möglichkeit, neue Lehrmittel zu schaffen», sagt der reformierte Pfarrer. Obwohl er nun Lehrmittel auf Rumantsch Grischun verwendet, bleibt aber auch bei ihm die Unterrichtssprache im Religionsunterricht das lokale Idiom. Die Lehrmittel stehen nun allerdings auch denjenigen Regionen zur Verfügung, welche die Standardsprache im Schulunterricht ebenfalls eingeführt haben, zum Beispiel dem gesamten Oberhalbstein oder einigen Gemeinden der Surselva. Laut Hans-Peter Schreich wird die Nachfrage nach Schulbibeln, Malheften für den Religionsunterricht und Schulbüchern in den Schulen Jahr für Jahr steigen.

FADRINA HOFMANN ESTRADA

Rumantsch Grischun

In Graubünden gibt es fünf verschiedene rätoromanische Idiome: Vallader (Unterengadin), Puter (Oberengadin), Surmiran (Oberhalbstein), Sursilvan (Surselva) und Sutsilvan (Zentralgraubünden). Rumantsch Grischun ist eine sogenannte Standard- oder Ausgleichssprache. Sie beruht auf den drei romanischen Schriftidiomen Sursilvan, Vallader und Surmiran. Rumantsch Grischun (RG) wurde nach dem Mehrheitsprinzip geschaffen, das heisst, man wählte jene Form, die der Mehrheit dieser Schriftvarianten gemeinsam ist. RG existiert seit 1982 und wurde im Auftrag der Organisation «Lia Rumantscha» geschaffen. Seit 2003 erscheinen seitens des Kantons neue rätoromanische Lehrmittel nur noch in Rumantsch Grischun. Der Verein Pro Idioms wehrt sich gegen diese Bestimmung.

NACHRICHTEN

Trend zu «Patchwork-Religion» nimmt zu

STUDIE. Nach Auffassung der Bielefelder Wissenschaftlerin Barbara Keller stellen sich immer mehr Menschen ihren eigenen Glauben aus unterschiedlichen Quellen zusammen. «Das Bedürfnis nach Religion nimmt nicht ab», beteuert die Psychologin. Die Art der Spiritualität verändere sich jedoch. Ein von Keller koordiniertes Projekt zur Erforschung von Spiritualität widerlegte die These einer zunehmenden Säkularisierung der Gesellschaft. Verändert habe sich, so Keller, die Auffassung von Religiosität. Es komme vermehrt zu einem Austausch, einer Vermischung von religiösen Anschauungen. REF.CH/RIG

Kritik an «Jeder Rappen zählt»

HILFSWERKE. Die Weihnachtsspendenaktion «Jeder Rappen zählt» (JRZ) des Schweizer Radio und Fernsehens (SRF) stösst auf Kritik. Die PR-Maschine, die SRF in Gang gesetzt habe, beeinflusse das Gleichgewicht des Spendenmarktes empfindlich, so Thomas Kurmann, Fundraising-Chef von «Ärzte ohne Grenzen» in Deutschland. SRF solle an einem anderen Zeitpunkt den Spendenmarkt ankurbeln. Auch für das Heks, das Hilfswerk der evangelischen Kirchen Schweiz, ist der Zeitpunkt «keine einfache Situation». Denn die Weihnachtszeit sei für sie die wichtigste Sammelzeit. Bis zu dreissig Prozent des Jahresumsatzes generieren die Hilfswerke in dieser Zeit. Fände die Aktion zu einem anderen Zeitpunkt statt, würde das die Hilfswerke, die ohnehin «um jeden Rappen kämpfen» müssten, nicht tangieren, so Kurmann. REF.CH/RIG

Gemeinsam lesen zum Abschluss

PFINGSTPROJEKT. Das dreijährige Pfingstprojekt der Landeskirche Graubünden, lanciert zur Unterstützung des Theologischen Seminars im malaysischen Sabah, wird 2011 beendet. Zwischen den malaysischen und bündnerischen Kirchgemeindegliedern hatte ein reger Austausch stattgefunden.



Theologisches Seminar in Sabah

Als Abschlussprojekt ruft nun die Fachstelle für Oekumene, Mission und Entwicklung (OeME) Graubünden zur einer gross angelegten Bibelarbeit auf. «Inspiriert von der Jahreslosung für das Jahr 2011, dem Römerbrief 12, 21, möchten wir die Kirchgemeinden des Kantons Graubünden einladen, sich in Bibel- oder Hauskreisen, Senioren- und Konfirmandengruppen mit diesem Text zu beschäftigen», informiert Christine Luginbühl, Fachstellenleiterin OeME. Mit demselben Text beschäftigen sich gemäss Luginbühl Gruppen in Sabah. Ziel der Aktion sei ein theologischer Austausch unter verschiedenen kulturellen, geografischen, sprachlichen und kirchlichen Voraussetzungen. Dieser Austausch soll in der Zeit von Februar bis Mai 2011 stattfinden. Die Ergebnisse sollen einander schliesslich überreicht werden.

OEME/RIG

VORSORGE/ Zwei EVP-Politiker streiten sich darüber, wo wir in Zukunft den Strom hernehmen. ► Seite 6

RÜCKSCHAU/ Im waadtländischen Dorf Lucens explodierte 1969 ein Forschungsreaktor. ► Seite 8

AKW: Die Kirche ist im Kern gespalten

KIRCHE UND ATOM/ Die neue Kernkraftdebatte, die mit der Mühleberg-Abstimmung im Kanton Bern beginnt, sorgt auch für Unruhe in der Kirche. Sowohl Atomkraftgegner wie -befürworter beschwören die «Bewahrung der Schöpfung».

Bettelbriefe für Kollekten gibt es viele. Doch jener der Arbeitsgruppe Christen und Energie (ACE), der im November schweizweit an die Kirchgemeinden und Pfarreien ging, war etwas Besonderes. Die ACE bat darin um Unterstützung für ihre Informationsarbeit, die sie «auf Grund christlicher Werte» leiste. Die beigelegte Broschüre sorgte in vielen Gemeinden für Unruhe. Denn darin wirbt die ACE für die Kernenergie: Atomkraftwerke seien CO²-arm, wirtschaftlich und sicher – Störungen sehr selten und der Umgang mit radioaktivem Abfall technisch gelöst.

NATÜRLICH. Der Berner Synodalrat sah sich zur Erklärung veranlasst, er habe den ACE-Kollektenaufruf weder initiiert, noch unterstütze er ihn. Es irritierte nämlich viele, dass sich die ACE auf «Friede, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung» beruft. Seit den ökumenischen Versammlungen von Basel, Graz und Sibiu ist diese Formel tief im Bewusstsein der Kirchenbasis verankert. Und im Basler Dokument von 1989 ist zu lesen: «Keinesfalls darf unsere Energieversorgung von Kernkraft abhängen, weil damit zu viele soziale, technische, ökologische und militärische Risiken verbunden sind.» Christen, die sich pro Kernkraft äussern, brechen also noch immer ein Tabu.

«Gottes Schöpfung hat die Kernspaltung vor uns erfunden», kontert ACE-Präsident Stefan Burkhard, reformierter Pfarrer in Wettingen. Vor zwei Milliarden Jahren hätten im heutigen afrikanischen Gabun in Uranlagern Kernspaltungen stattgefunden. «Ungefähr so, wie ein Flugzeug den Vogelflug nachahmt, imitiert ein Kernkraftwerk diese Naturreaktoren», ist Burkhard überzeugt. Und meint zum Problem des radioaktiven Abfalls: «Spätere Generationen könnten ihn als wertvollen Rohstoff nutzen.»

ERSTAUNLICH. Die ACE hat rund siebzig Einzelmitglieder, das prominenteste ist CVP-Nationalrat Pius Segmüller. Diese bezahlen einen bescheidenen Jahresbeitrag von vierzig Franken. Einige wenige Kirchgemeinden haben laut Präsident Burkhard eine Kollekte für die ACE durchgeführt – wieso kann sich eine so kleine Gruppe also den flächendeckenden Versand ansprechend gestalteter Broschüren leisten? Die Frey Communications SA in Zürich führt sowohl die Geschäftsstelle der ACE als auch jene des kernkraftfreundlichen Forums Medizin und Energie (FME). Erhält die ACE Geld von der Kernkraftindustrie, wie AKW-Gegner behaupten? «Nein», sagt Daniel Frey, Geschäftsführer von Frey Communications SA und ACE-Aktuar.

UNMENSCHLICH. Fundamental anders als die ACE positioniert sich in der Atomfrage die ökumenische Fachstelle Kirche und Umwelt (Oeku). Mit über zweihundert Kirchgemeinden und Pfarreien als Kollektivmitglieder ist sie breit abgestützt. «Die Atomtechnik erlaubt keine groben Fehler: Mit dem radioaktiven Abfall und der Möglichkeit einer Kernschmelze birgt sie Risiken, die uns als Menschen überfordern», sagt Oeku-Leiter Kurt Zaugg. Bei einem AKW-GAU in der Schweiz könnte ein Grossteil des Landes verstrahlt und unbewohnbar werden. «Wir fahren besser mit risikoärmeren Technologien und der Veränderung der Konsummuster. Das ist menschengerechter», so Zaugg. Die AKW-Industrie wiege einen in der falschen Sicherheit, «weiterhin locker Energie verschwenden zu können».

PERSÖNLICH. Ähnlich argumentiert Otto Schäfer, Ethiker beim Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund (SEK). Die Kirchen seien Anwältinnen kommender Generationen. «Dürfen wir ihnen den Atomabfall überlassen? Und können wir riskieren, dass halbfertige AKWs bei uns als Bauruinen enden, wenn irgendwo eine Tschernobyl-ähnliche Katastrophe passiert, die die AKW-Aktien ins Bodenlose fallen lässt?» Allerdings sei die entscheidende ethische Frage diese: «Ist unsere Gesellschaft und bin ich bereit, drastische Energiesparmassnahmen im Baubereich, bei der Mobilität oder den technischen Geräten zu ergreifen, um das Ziel einer 2000 Watt-Gesellschaft zu erreichen?»

«Spätere Generationen könnten den radioaktiven Abfall als wertvollen Rohstoff nutzen.»

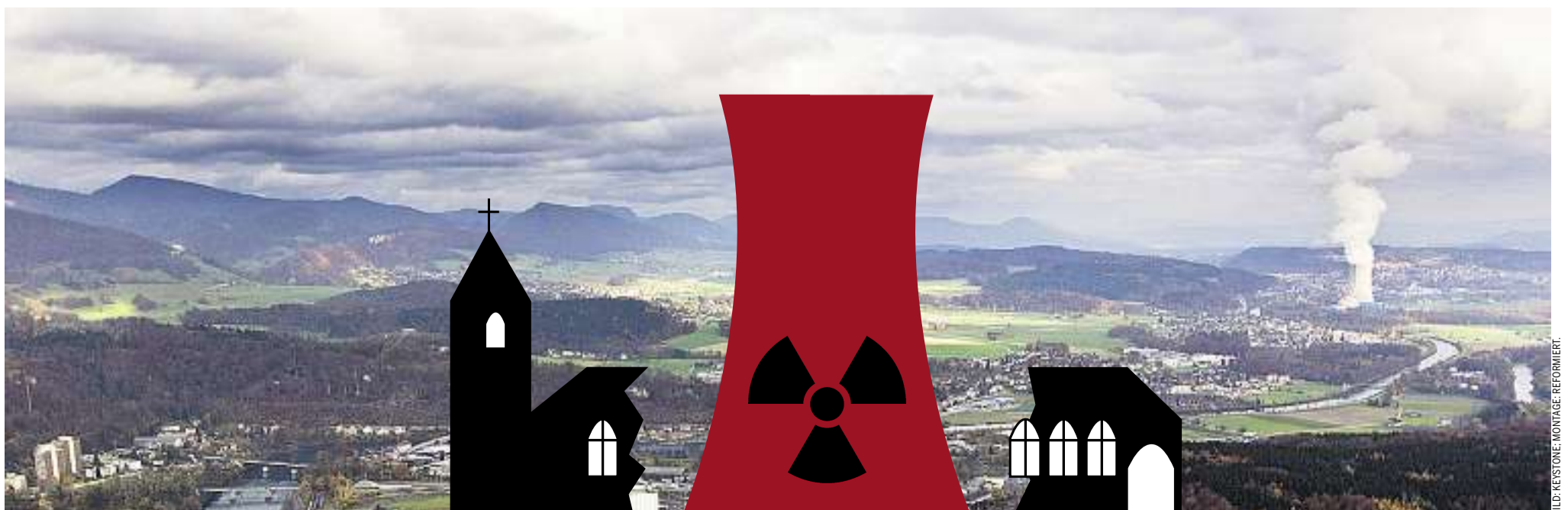
STEFAN BURKHARD, CHRISTEN + ENERGIE

VERSÖHNLICH. Start zur Atomdebatte, die 2013 oder 2014 in einen eidgenössischen Urnengang zur Kernenergie münden dürfte, ist am 13. Februar: Dann stimmen die Berner konsultativ darüber ab, ob sich der Kanton beim Bund für oder gegen ein neues AKW Mühleberg einsetzen soll. Ein erster Kernenergie-Stimmungstest im Land. Keine Abstimmungssparole gibts dazu von der reformierten Berner Kirche. «Die Kirchenleitung hat noch keine konsolidierte Meinung», so Synodalratspräsident Andreas Zeller. Auf der einen Seite stünden «die qualifizierten Arbeitsplätze und der volkswirtschaftliche Nutzen der AKWs», auf der andern «die Risiken einer Kernschmelze und der Atommüll-Endlagerung». Darum, so Zeller, sollen die Kirchgemeinden Foren anbieten, «wo das Pro und Contra zur Kernkraft ausdiskutiert wird, auch unser persönliches Ja oder Nein zu Energiesparmassnahmen».

SAMUEL GEISER

KERNKRAFT UND KIRCHGEMEINDEN

In Beznau, Gösgen, Leibstadt und Mühleberg sind Kernkraftwerke gute Steuerzahler – und darum kaum umstritten. Wie halten es die Kirchgemeinden am Ort mit der Atomkraft? «Wir stehen als Rat hinter dem KKW, weil man ehrlich sagen muss, dass auch wir steuerlich profitieren», sagt der Mühleberger Kirchgemeindepäsident Kurt Buri: «Lieber ein KKW hier als Atomstrom aus dem Ausland.» «Über Beznau gibt es in Kirchenpflege und Pfarrteam vermutlich unterschiedliche Meinungen», erklärt Margrit Anner, Präsidentin der Kirchgemeinde Döttingen-Klingnau-Kleindöttingen. Aber weder in der Kirchenpflege noch in einer Predigt sei je darüber gesprochen worden. «Eine Diskussion über Leibstadt wäre heikel. Es gilt zu bedenken, dass das KKL geschätzter Arbeitgeber auch für Mitglieder unserer Kirchgemeinde ist», sagt Ruth Zumsteg, Kirchenpflegepräsidentin von Koblenz. «Persönlich finde ich es zwar nicht so toll, dass sich mit Beznau, Leibstadt und Würenlingen alles in unserer Nähe konzentriert. Aber wir haben gelernt, damit zu leben.» Eher AKW-kritisch ist auch Susi Fehlmann, Präsidentin der Kirchgemeinde Niederamt, zu der Gösgen gehört: «Ich kann mir vorstellen, dass wir einmal ein Podium über die Zukunft der AKWs organisieren.» **SEL**



Mit oder ohne neue Kernkraftwerke in die Zukunft? Auch die Kirche ist in dieser Frage zerrissen

STREITGESPRÄCH

«Wir leben auf viel zu grossem Fuss»

KERNENERGIE/ Beide sind Christen, EVP-Politiker, Umweltschützer und Naturwissenschaftler. Der eine aber, der Worber Gemeindepräsident Niklaus Gfeller, wird am 13. Februar zum Ersatz des Kernkraftwerks Mühleberg Ja stimmen, der andere, der Solarpionier Josef Jenni, ein Nein einlegen. Wie kommt das?

NIKLAUS GFELLER: Darf ich zu Beginn unseres Gesprächs etwas klarstellen?

Bitte.

GFELLER: Ich mag hier nicht die Rolle des überzeugten Kernkraftbefürworters spielen, die mir womöglich zugehört ist.

Immerhin stimmen Sie doch am 13. Februar Ja zum Neubau des Kernkraftwerks Mühleberg?

GFELLER: Schon, aber ich bin Realist, nicht Lobbyist. Ich stelle einfach fest, dass wir Strom verbrauchen, immer mehr Strom verbrauchen und dass dieser Strom irgendwo produziert werden muss. Wo, wenn nicht in Kernkraftwerken? Die Wasserkraft ist nahezu ausgeschöpft. Kohle und Erdgas lehne ich wegen der CO₂-Emissionen ab, Strom zu importieren, ist nicht opportun. Um Strom im grossen Stil herzustellen, Bandenergie ohne Schwankungen also, sehe ich keine Alternative zu neuen Kernkraftwerken.

Sie sehen aber eine, oder, Herr Jenni?

JOSEF JENNI: Wenn sich die Energieproduktion weiterhin an der wachsenden Nachfrage orientiert und der immense Verbrauch sakrosankt ist, gibts tatsächlich keine Alternativen.

Aber man kann das Problem auch andersrum anpacken – und die Nachfrage dem Angebot anpassen. Eine Gesellschaft braucht immer so viel Strom, wie zur Verfügung steht.

Wie? Sie wollen die Leute via Stromverknappung zum Sparen zwingen?

JENNI: Wir hören das zwar nicht gern, aber es sei wieder einmal gesagt: Wir gehen kolossal fahrlässig mit der Energie um. Wir leben auf viel zu grossem Fuss. Wir tun so, als wäre unbeschränktes Wachstum möglich, und das ist tödlich! Wir müssen unbedingt bescheidener werden.

GFELLER: Aber du brauchst ja auch Strom in deinem Betrieb, oder Josef? Im Bernbiet stammen vierzig Prozent davon aus Mühleberg – wie will die Jenni AG ohne diesen Atomstrom ihre Solartanks schweissen?

JENNI: Wir brauchen etwa fünfmal weniger Energie als ein Durchschnittsbetrieb mit vergleichbarer Produktion. Wenn alle Unternehmer derart bewusst mit Energie umgehen wie wir, bräuchte es kein neues AKW. Bloss gibt es bislang überhaupt keinen Anreiz, Strom zu sparen: Er ist billig, viel zu billig. Und sobald man ihn verteuern will, schreit sofort alles Zetermordio und drohen Unternehmer mit dem Wegzug.

«Wenn wir die alten Kernkraftwerke nicht ersetzen, importieren wir einfach mehr Strom aus dem Ausland. Das ist unethisch.»

NIKLAUS GFELLER



BILD: ALEXANDER EGGER

NIKLAUS GFELLER, 47, promovierter Chemiker und Gymnasiallehrer, ist vollamtlicher Gemeindepräsident der Berner Vorortsgemeinde Worb (11 000 Einwohner). Er politisiert für die EVP im bernischen Grossen Rat (Fraktionschef), hat fünf Kinder und drei Enkelkinder und ist Mitglied der Evangelisch-methodistischen Kirche (EMK). Niklaus Gfeller lebt in einem Dreigenerationenhaus, geht mit dem Velo zur Arbeit und kann nicht Auto fahren.

ten ja derzeit tatsächlich um: Sie ersetzen nämlich die Ölheizungen durch Wärmepumpen, also die fossilen Energien durch Elektrizität. Die muss aber bereitgestellt werden. Dass ich neue Atomkraftwerke gutheisse, ist bloss pragmatisch – mittelfristig wird man wohl tatsächlich auf die Nutzung der Solarwärme setzen. Die Anlagen sind aber heute noch zu teuer, zu wenig effizient und zu materialaufwendig.

JENNI: Natürlich ist es sinnvoll, von den fossilen Energieträgern Öl, Gas, Kohle wegzukommen – weil die Vorräte zu Ende gehen. Aber es ist eben auch sinnvoll, von der Kernenergie wegzukommen – weil auch das Uran zur Neige geht. Wir haben innert weniger Jahrhunderte sämtliche für die Energieproduktion geeigneten Rohstoffe ausgebeutet und aufgebraucht. Es scheint uns keinen Deut zu kümmern, wie man in zweihundert Jahren auf dieser Erde lebt.

Und apropos teure Alternativenergien: Die Kosten für das neue Kernkraftwerk Mühleberg belaufen sich gemäss Auskünften der Berner Kantonsregierung auf 9 bis 15 Milliarden Franken. Wenn man diese Summe in energiesparende Massnahmen investieren würde, würde weit mehr herauskommen. Zudem zweifle ich, dass Mühleberg II, wenn es denn gegen 2030 ans Netz gehen sollte, angesichts der massiv gestiegenen Uranpreise überhaupt rentieren wird.

Ihre Euphorie für die Solarenergie ist legendär, Herr Jenni: Aber woher kommt der Strom in der Nacht und bei bedecktem Himmel?

JENNI: Dann ist der Ertrag aus Photovoltaikanlagen in der Tat marginal, jener aus Wind etwas konstanter. Aber im Sommer fällt viel Strom an: In Deutschland etwa liefern die Solarzellen in Spitzenzeiten mehr Energie als alle deutschen Kernkraftwerke zusammen. Aber Sie haben recht: Erneuerbare Energien liefern, anders als ein AKW, nicht stetig Strom. Deshalb brauchts Ausgleichskapazitäten. Und deshalb unterstütze ich den Ausbau der Pumpspeicherung: Wir

haben dank der ausgebauten Wasserkraft in der Schweiz ideale Möglichkeiten, mit überschüssigem Strom Wasser in die höher gelegenen Seen zu pumpen und dort zu speichern, bis man es braucht. Deshalb sollte – als kleineres Übel – die Staumauer der Grimselkraftwerke erhöht werden dürfen.

GFELLER: Die Erhöhung der Grimselstaumauer wird Mühleberg nie und nimmer kompensieren.

JENNI: Die Kraftwerke Oberhasli (KWO) haben Konzepte, die auch den Brienzersee miteinbeziehen.

Wollen Sie den Brienzersee stauen?

JENNI: Nicht stauen, aber den Pegelstand mit einer Schleuse in Interlaken regulieren. Das Projekt ist noch überhaupt nicht spruchreif. Aber mit einer intensiveren Nutzung der Wasserkraft könnte man das Problem des unregelmässig fliessenden Alternativstroms massiv entschärfen.

GFELLER: Die Kapazitäten für Windenergie in der Schweiz sind beschränkt. Und falls du jetzt auf die Windkraftwerke in der Nordsee verweisen willst, Josef, dann verweise ich



Erneuern oder abstellen? Josef Jenni (l.)

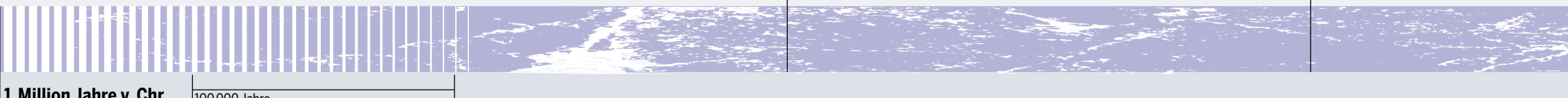
Hochradioaktive Abfälle müssen 1 Million Jahre gelagert werden. Wie lange ist das?

Schwach- und mittelradioaktive Abfälle aus Kernkraftwerken und Spitalern müssen rund 30 000 Jahre gelagert werden, hochradioaktive Abfälle (etwa verbrauchte Brennelemente) strahlen nach 200 000 Jahren noch wie natürliches Uran. Letztere müssen gemäss Nagra «keine Million Jahre sicher eingeschlossen werden können». Wie lange ist das?

Ätteste gefundene Feuerstelle etwa 700 000 v. Chr.

Menschliche Besiedlung Europas etwa 500 000 v. Chr.

etwa 400



1 Million Jahre v. Chr. 100 000 Jahre



und Niklaus Gfeller vor dem Kernkraftwerk Mühleberg

BILD: ALEXANDER EGGER

Dieser Atommüll fällt ja schon seit dreissig Jahren an, und der Wille, Strom zu sparen, hält sich trotzdem in engen Grenzen.

GFELLER: Das stimmt. Viele Leute tun noch heute so, als ginge sie der Atommüll nichts an, als sei er eine Angelegenheit der bösen Stromkonzerne. Aber der radioaktive Abfall ist unser aller Problem, weil wir alle Energie verbrauchen – auch ich: Ich habe ein Generalabonnement, benutze Bahn und Bus und Tram und mag mich punkto Mobilität nicht einschränken. Und darum haben wir alle die Folgen zu tragen.

JENNI: Kernenergie verstösst gegen das Gebot der Nächstenliebe: weil wir bei der Gewinnung von Uran enorme Schweinereien zulassen und weil wir unseren Nachkommen Probleme aufhalsen, die sie später in einer Mangelsituation kaum bewältigen können: Sie werden nicht mehr unseren Wohlstand haben!

GFELLER: Auch der Klimawandel trifft vor allem unsere Nachkommen. Wir bedauern zwar, dass die Gletscher immer kleiner werden, aber grosse Probleme bereitet uns die weltweite Erwärmung noch nicht. Jedenfalls nicht in der Schweiz.

Der Klimawandel ist also das dringlichere Problem als die radioaktiven Abfälle?

GFELLER: Ich mag das eine nicht gegen das andere ausspielen. Beides sind Folgen unseres Wohlstands, und beiden Problemen müssen wir uns stellen.

JENNI: Mal abgesehen davon, dass kein einziges Barrel Öl weniger gefördert wird, wenn wir neue Kernkraftwerke bauen: CO₂ hat das kleinere Potenzial als Kernenergie, menschlich entwickeltes Leben dermassen endgültig kaputt zu machen. Der Treibhauseffekt ist ein Riesenproblem, aber der nukleare Abfall ist viel finaler. Die Menschen werden noch in Tausenden von Jahren zu diesem Abfall schauen müssen. Zudem haben wir ja noch immer keinen Standort für die Lagerung der Abfälle gefunden. Wer kann denn garantieren, dass es in 20 000 Jahren nicht wieder zu

einer Eiszeit kommt und ein Endlager von einem Gletscher an die Oberfläche geschoben wird? Und es geht auch nicht, dass man die Abfälle langfristig beim Kraftwerk lagert.

Schlusswort, Herr Gfeller: Warum soll man am 13. Februar Ja stimmen zum Ersatz des Kernkraftwerks Mühleberg?

GFELLER: Ich gebe Josef Jenni ja in vielem recht: Wir leben auf zu grossem Fuss, die Rohstoffvorräte sind beschränkt, auch Uran ist endlich, insofern ist Kernenergie eine Übergangstechnologie. Aber es gibt derzeit keine Alternative: Die erwartbare Menge aus alternativen Energien ist noch zu schwankend und zu klein – zu klein jedenfalls, um jene zu kompensieren, welche die dereinst stillgelegten AKWs Mühleberg, Gösgen und Beznau bislang produzieren. Wenn wir die alten Kernkraftwerke nicht ersetzen, importieren wir einfach mehr Strom, und das ist unethisch und unverantwortlich.

Warum soll man Nein stimmen, Herr Jenni?

JENNI: Spätestens 2050 sind die Öl-, Gas-, Kohle- und Uranreserven fast aufgebraucht und steht uns viel weniger Energie zur Verfügung als heute. Es ist sinnvoller, sich schon jetzt mit dieser Verknappung zu befassen und den Prozess aktiv einzuleiten. Wir können auf die hoch riskante Kernenergie verzichten, wenn wir erneuerbare Energien konsequenter nutzen und mit Strom häuslicher umgehen. Schon die Bibel fordert uns auf, mit wenig zufrieden zu sein: Im Timotheusbrief ist von Kleidern die Rede, zum bescheidenen Leben gehören sicher auch ein Bett und eine Wohnung – aber sicher kein Swimmingpool, kein Motorboot, kein Auto mit breiten Rädern ...

GFELLER: Und Ferien? Gehören die auch zu einem bescheidenen Leben?

JENNI: Man muss ja nicht unbedingt in den Fernen Osten jetten.

GESPRÄCH: MARTIN LEHMANN, ANOUK HOLTHUIZEN

*www.desertec.org/de

«Kernenergie verstösst gegen das Gebot der Nächstenliebe – weil wir unseren Nachkommen Probleme aufhalsen, die sie kaum bewältigen können.»

JOSEF JENNI



JOSEF JENNI, 57, gelernter Elektroingenieur, ist Solarpionier und Geschäftsführer der Jenni Energietechnik AG im emotionalen Oberburg (70 Angestellte). Er politisiert für die EVP im bernischen Grosse Rat, hat drei erwachsene Kinder und ist Mitglied der freien Missionsgemeinde. Josef Jenni besitzt ein GA, wohnt im selben Haus, in welchem er arbeitet, und benutzt seinen VW Lupo nur äusserst selten.

BILD: ALEXANDER EGGER

FACTS & FIGURES

ENTSCHEID. Die Gesuche der Stromproduzenten Axpo, Alpiq und BKW für den Bau zweier neuer Kernkraftwerke anstelle der in die Jahre gekommenen Werke in Beznau (I+II) und Mühleberg haben in der Schweiz eine Grundsatzdiskussion über die Energiezukunft und die Notwendigkeit von Kernenergie ausgelöst. Bis Ende März 2010 können die Kantone Stellung nehmen zum Rahmenbewilligungsgesuch des Bundes; in den Kantonen Bern, Waadt und Jura wird auch das Volk befragt. Diese Konsultativabstimmungen sind nicht verbindlich, dürften aber die Diskussion beeinflussen. Stimmen 2012 Bundesrat und Parlament dem Bau zweier neuer Kernkraftwerke zu, kommt es wohl zur Referendumsabstimmung. Sagt auch das Volk Ja, werden die neuen KW frühestens 2025 realisiert.

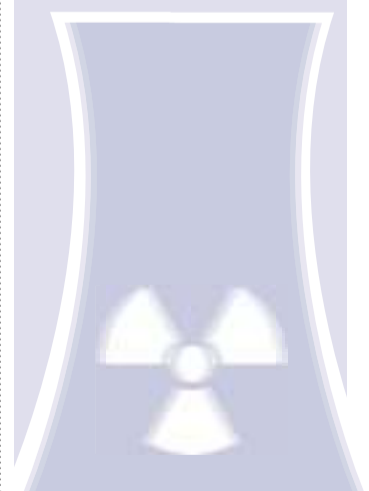
VERBRAUCH. Obwohl das Bundesamt für Energie im Energieverbrauch ein Sparpotenzial von mindestens 30 Prozent ortet, nimmt dieser stetig zu. Seit 1980 ist er in der Schweiz um 26 Prozent auf 243 961 Gigawattstunden angestiegen.

Knapp 70 Prozent der gesamten in der Schweiz verbrauchten Energie stammt aus fossilen Energieträgern (Erdöl, Erdgas, Kohle), sie sind hauptverantwortlich für die klimaschädigenden CO₂-Emissionen. Die Elektrizität macht am gesamten Energieverbrauch knapp ein Viertel aus. 6 Prozent der Elektrizität wird in Wasserkraftwerken, 40 Prozent in Kernkraftwerken und 5 Prozent in Kehrichtverbrennungsanlagen, Fernheizkraftwerken und kleinen Wärmekraft-Kopplungsanlagen erzeugt. Photovoltaik- und Windkraftanlagen machen weniger als 1 Prozent der gesamten Stromproduktion in der Schweiz aus.

PREIS. Dass der Stromverbrauch trotz steigender Energieeffizienz von Geräten weiter zunimmt, hat verschiedene Gründe: Einerseits ist der Strom in der Schweiz weiterhin sehr billig. Zudem werden Grossgeräte nur langsam erneuert, und die Verbrauchsdeklaration auf Geräten wie Kühlschränken, Waschmaschinen und Unterhaltungselektronik ist unübersichtlich. Umweltverbände und linke Parteien fordern daher Lenkungsabgaben auf Strom sowie strengere Verbrauchsvorschriften. **AHO**

Testen Sie Ihre Energie- und CO₂-Bilanz: www.ecospeed.ch (Rubrik «ECOPrivate»)

Forum: **WIE STEHEN SIE ZUR KERNENERGIE?** Diskutieren Sie mit: www.reformiert.info



auf die Schwierigkeit, Strom über derart weite Distanzen zu transportieren. Darum stehe ich übrigens auch dem Projekt Desertec – der Idee, mittels Solaranlagen in der Sahara Strom für die halbe Welt zu produzieren* – skeptisch gegenüber.

JENNI: Wenn man den Strom mit Gleichstromübertragungen in die Schweiz holt, liegen die Verluste in engem Rahmen.

GFELLER: Wie? Da kommt doch das ohmsche Gesetz zum Tragen: Der Verlust wächst proportional mit der Länge der Leitung.

JENNI: Gleichstrom kann man über Tausende von Kilometern transportieren, ohne dass mehr als zehn Prozent verloren gehen.

GFELLER: Dann brauchts aber ein ganz dickes Kabel, und dafür muss man zuerst Erz in Metall umwandeln, das gibt CO₂ ...

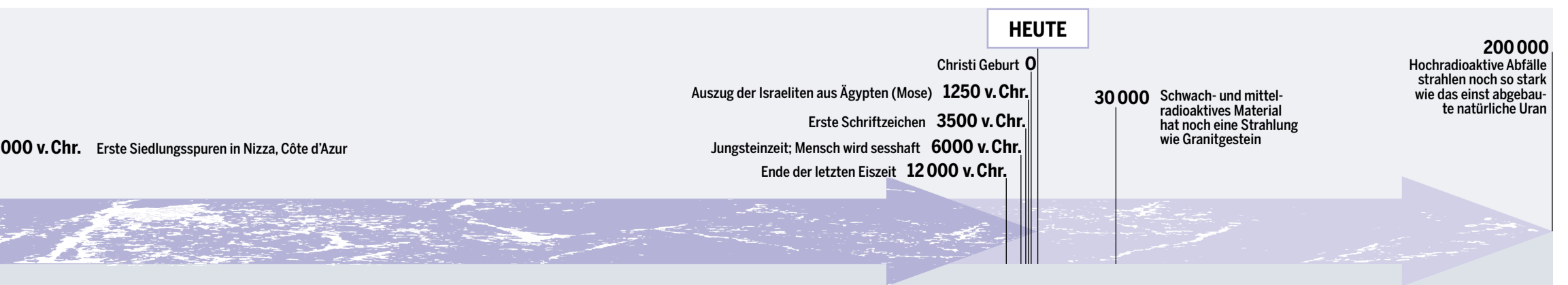
... halthalt, stellen wir einfach fest: Herr Jenni hält den Transport von Strom über weite Strecken für machbar, Herr Gfeller findet, die Verluste seien viel zu gross.

GFELLER: Ja. Zudem ist der Import von Strom grundsätzlich fragwürdig – erst recht, wenn er aus Gas- oder Kohle- oder wackeligen

Kernkraftwerken stammt. Wir sollen die Folgen unseres Wohlstands, zu dem auch der fast uneingeschränkte Energiekonsum gehört, selbst tragen. Deshalb ist der Bau neuer Kernkraftwerke in der Schweiz derzeit die einzige, auch ethisch vertretbare Lösung.

Und wie ethisch ist es, den radioaktiven Abfall unseren Nachnachsen zu überlassen?

GFELLER: Es sind wenigstens unsere eigenen Nachnachsen. Und das weiterhin ungelöste Problem mit dem anfallenden Atommüll könnte uns immerhin deutlich machen, dass wir unsere Ansprüche reduzieren müssten.



ATOMMÜLLLAGERUNG

Das schwierige Erinnern

MARKIERUNG/ Wie warnen wir künftige Generationen vor radioaktivem Müll in unterirdischen Endlagern? Werden unsere Nachkommen in 10 000 Jahren die Warnzeichen überhaupt noch verstehen?

Mindestens auf dem Papier ist alles in Butter: Im Kernenergiegesetz von 2003, Artikel 40, Alinea 6 und 7, liest man punkto Atommüllmarkierung rundum Beruhigendes. Der Bundesrat Sorge dafür, steht da, «dass die Informationen über das Lager und die eingelagerten Abfälle aufbewahrt» würden, die Kenntnisse darüber erhalten und die Lager «dauerhaft» markiert bleiben. Aber kann man über 10 000 oder 250 000 Jahre hinweg eine Gefahr überhaupt sicher signalisieren? «Ja, man kann», sagt Markus Fritschi, Geschäftsleitungsmitglied der nationalen Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle (Nagra). Während der ersten 1000 Jahre, in denen der Abfall hoch radioaktiv ist, werde die Gefahreninformation «ohne grössere Probleme durch Bundesarchiv, Grundbücher und internationale Archive» sichergestellt. Dass sich das Wissen darüber später verliere, sei denkbar. Aber in die Tiefen des Endlagers könne ohnehin nur eine «hochentwickelte Gesellschaft» vordringen, und eine solche würde dank angebrachter Markierungen sofort merken: «Achtung, hier weicht etwas von der Norm ab.»

ZEITREISEN. Weniger optimistisch in Sachen Atommüllmarkierung ist der Geologe und Sozialwissenschaftler Marcos Buser. Im Auftrag des Bundesamts für Energie hat er eine Studie zur Markierung von radioaktivem Abfall verfasst. «Natürlich haben wir die Pflicht, kommende Generationen zu warnen. Aber wir wissen nicht, ob und wie unsere Botschaft die Zeitreise übersteht und in ferner Zukunft ankommt», sagt er: «Wir wissen ja nicht einmal, ob wir uns an einen Homo stupidus oder an einen Homo megasapiens zu richten haben. Wo die Menschheit in 10 000 Jahren steht, in 300 Generationen also, wissen die Götter.»

«Wir wissen nicht, ob und wie unsere Warnbotschaft in ferner Zukunft ankommen wird.»

MARCOS BUSER

SCHERBEN. Aus der neolithischen Zeit vor 10 000 Jahren sei ja schliesslich auch wenig übrig geblieben, gibt Buser zu bedenken. Ob es der Hinterlassenschaft der Atomzeit besser ergehe, sei offen. Darum schlägt er vor, die Oberfläche eines Atommüll-Tiefenlagers mit «Zehntausenden gestreuter Tonscherben» gleich massenhaft zu markieren: darauf eingraviert ein Totenkopf und das gültige Gefahrenzeichen für Radioaktivität (siehe Bild). Das Totenkopfsymbol werde auch noch in Tausenden Jahren «ziemlich sicher lesbar bleiben» – wobei allerdings nicht auszuschliessen sei, dass man damit eine falsche Fährte Richtung Totenkult lege. Das dreiblättrige Zeichen für Radioaktivität hingegen sei weniger eindeutig, gibt Buser zu: «Man könnte es auch als Markenzeichen einer dreieinigen Gottheit missdeuten.»

STELLEN. Wichtig sei, die radioaktive Gefahr «mit kombinierten Warnbotschaften» zu signalisieren. «So könnte man etwa schwachaktiven Stoff in Keramikbehältern vergraben, der bei Öffnung die Haut rötet oder reizt.» Marcos Buser schliesst auch nicht aus, dass eine lokale Gemeinschaft, «die Standortgemeinde etwa», das Wissen um das Lager über Generationen tradiert.

Und wie wärs mit sprachlicher Markierung des Atommülllagers? Auch dies müsse versucht werden, so Buser, etwa in Anlehnung an den Stein von Rosette, eine Stele aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus, die einen Text in drei Schriften (Altgriechisch, Demotisch, Hieroglyphen) überliefert – und massgeblich zur Entzifferung der Hieroglyphen beigetragen hat. Allerdings werde der Sinn der meisten Wörter über Jahrhunderte und gar Jahrtausende verzerrt. «Wer weiss denn heute noch, dass sich hinter unseren Monatsnamen zwei römische Kaiser, etliche Götter und ein römisches Reinigungsfest verbergen?» Eines ist für Marcos Buser klar: «Das Wort Radioaktivität kann nicht tradiert werden.» SAMUEL GEISER



Grösster atomarer Unfall der Schweiz: Reaktorexpllosion in Lucens VD im Januar 1969

LUCENS

Das grosse Vergessen

REAKTORUNGLÜCK/ 1969 explodierte im waadtländischen Dorf Lucens ein Forschungsreaktor. Kaum jemand erinnert sich heute noch an den schwersten nuklearen Unfall in der Schweiz.

Das Kürzel GAU für den «grössten anzunehmenden Unfall» in einem Atomkraftwerk (AKW) hatte sich 1969 noch nicht im deutschen Wortschatz eingemistet. In jenen Zeiten überschwänglicher Technikbegeisterung schien ein solcher auch gar nicht denkbar. Dennoch kam es am 21. Januar 1969 in den Kavernen des kleinen Örtchens Lucens in der Waadt zum bisher grössten atomaren Unfall in der Schweiz. Im Versuchs-AKW überhitzte sich eines der Brennelemente und explodierte. Am Ende der fatalen nuklearen Kettenreaktion war der Reaktor völlig zerstört. Sieben Jahre zuvor hatte alt Bundesrat Hans Streuli die Ängste der Bürger von Lucens noch zerstreut: «Ein Werk wie das Versuchsatomkraftwerk Lucens explodiert nicht. Denn es kann gar nicht explodieren.»

VERHARMLOST. Erst nach einem Jahr konnten Aufräumtrupps in die Felsenkavernen vordringen. Über das Ausmass der Katastrophe wusste damals noch niemand richtig Bescheid. Der Westschweiz-Korrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» machte nach der Havarie «im Gespräch mit der Bevölkerung da und dort eine gewisse kreatürliche Angst» aus.

Später, als das Atomfieber zurückging und 1986 mit Tschernobyl das Wort Super-GAU die Runde machte, wurden alle Reaktorenunfälle auf einer Skala der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO) taxiert. Natürlich war Lucens auf dieser Skala weit weg von der Katastrophe 1986 in Tschernobyl (Stufe 7), aber mit der Stufe 4,5 schon nah dran an der Reaktorschmelze von 1979 in Harrisburg/USA (5).

VERDRÄNGT. Trotz ihrer Tragweite ist die Explosion von Lucens heute weitgehend vergessen. Auch im Mitte der Siebzigerjahre aufflammenden Streit um das AKW Kaiseraugst spielte der geplatzte Reaktor keine Rolle. «1969 fehlte noch die Sensibilisierung», sagt Heini Glauser, kirchlich engagierter Energiespezialist und früherer Kernkraftexperte bei Greenpeace. Für Glauser ist Lucens «ein Lehrstück für die Intransparenz der Berichterstattung bei AKW-Unfällen». Denn die Öffentlichkeit sei systematisch falsch über das Ausmass der Reaktorexpllosion informiert worden. «Eine bis heute gängige Praxis», so Glauser. Er erinnert in diesem Zusammenhang an den Zwischenfall im AKW Leibstadt im August 2010, bei dem sich ein Taucher die Hand verstrahlte. Die Pressestelle des AKW-Betreibers liess verlauten: «Nach ersten ärztlichen Untersuchungen sind voraussichtlich keine bleibenden gesundheitlichen Schäden zu erwarten.» Glausers Kommentar zu dieser Pressemeldung: «Jeder weiss, dass Strahlenschäden nicht unmittelbar danach diagnostiziert werden können.»

VERMESSEN. Hatte der Forschungsreaktor in Lucens etwas mit den Atombewaffnungsplänen der Schweiz zu tun? Dass sie nach der grossen Bombe greifen wollte, war Ende der Vierzigerjahre tatsächlich der entscheidende Impuls, die Nuklearforschung staatlich zu forcieren. Auch waren die Initianten des Lucens-Projekts durchwegs mit der Armee vernetzt. Die sehr detaillierten Recherchen des Historikers Tobias Wildi haben aber keine schriftliche Quelle zutage befördert, die hätten belegen können, dass Lucens von der Armee gesteuert wurde.

Doch Wildis Buch («Der Traum vom eigenen Reaktor»; Chronos-Verlag, Zürich 2003) macht auch klar: Die Schweiz hätte als kleines Land wohl besser in eine andere Zukunftstechnologie investiert. Walter Boveri, Präsident der BBC (heute ABB) und einer der Initianten des Lucens-Projekts, meinte freimütig: «Eigentlich wäre es für die Schweiz interessanter, die Subventionen dem Gebiet der Elektronik zuzuweisen. Der Reaktorbau ist nun aber einmal Mode, und für beide Gebiete reicht die Budgetlage der Eidgenossenschaft nicht.» DELF BUCHER

WARNSCHILD der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO). Es wurde 2007 entwickelt, weil das abstrakte Symbol für Radioaktivität allein, das Dreiblatt, in Entwicklungsländern und von Kindern als Propeller missdeutet worden war.



Waffeninitiative: Ja mit Zwischentönen

ABSTIMMUNG/ Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) unterstützt die Waffeninitiative. In kirchlichen Kreisen gibt es aber auch Widerstand.

Auffallend früh und dezidiert gab der Schweizerische Evangelische Kirchenbund (SEK) seine Unterstützung für die Initiative «Für den Schutz vor Waffengewalt» bekannt, die am 13. Februar zur Abstimmung kommt: Das Begehren stelle «ein ausgewogenes und realistisches Instrument für einen Schutz vor Waffenmissbrauch» dar, betonte der Dachverband der 2,5 Millionen evangelischen Christen schon im Februar 2009, als die Initiative eingereicht wurde. In einem ausführlichen Argumentarium (www.sek.ch) nimmt der SEK Partei für die potenziellen Opfer von Waffenmissbrauch: für Suizidgefährdete sowie für Personen – meist Frauen –, die von häuslicher Gewalt betroffen sind.

PRÄVENTION. Der SEK argumentiert mit internationalen Untersuchungen: Diese zeigen klar, dass die Suizidrate sinkt, wenn Waffen nicht mehr unmittelbar verfügbar sind. Die Auswirkungen auf die häusliche Gewalt seien dagegen schwieriger zu erfassen, sagt SEK-Ethiker Frank Mathwig. Waffengewalt dürfe nämlich nicht auf ausgeführte Delikte reduziert werden. «Gewalt findet auch statt, wenn jemand mit der

Waffe bedroht wird oder mit einer Bedrohung rechnen muss.»

Mit derselben Begründung unterstützen der evangelische und der katholische Frauenbund, die Evangelisch-methodistische Kirche sowie der christliche Friedensdienst die Initiative. Die katholische Bischofskonferenz und die Evangelische Allianz haben keine Parole herausgegeben.

TRADITION. Trotz der Stellungnahme des SEK gibt es auch kirchlich Engagierte, die Nein stimmen werden. Einer davon ist Johannes Josi, Kirchgemeinderatspräsident in Guggisberg, Mitglied des reformierten Berner Kirchenparlaments (Synode) – und passionierter Sportschütze. Als solcher ist er «überzeugt, dass die Annahme der Initiative das Ende des Schützensports als Breitensport bedeuten würde», und das wäre für Josi «ein riesiger Traditionsverlust». Gemäss Angaben der Schützenvereine schießen 85 Prozent der Schützen mit Armeewaffen; längst nicht alle würden extra für den Sport eine Waffe kaufen, wenn sie die Armeewaffen nicht mehr zuhause hätten.

Josi betont, er sei als Christ klar gegen Waffenmissbrauch, zweifle aber an der Wirksamkeit der Initiative.

KONFRONTATION. Und die Armeeseelsorger? Die Schweizerische Gesellschaft für Armeeseelsorge, ein von der Armee unabhängiger Verein, gibt keine Wahlempfehlung ab. Armeeseelsorger Ueli Kindlimann, reformierter Pfarrer aus Windisch AG, sagt Nein zur Initiative. Armeeangehörige würden unter Generalverdacht gestellt, kritisiert er. Er beobachtet mit Sorge, dass der Staat seinen Bürgern nicht mehr vertraue, verantwortungsvoll mit einer Waffe umzugehen.

Christoph Sigrüst hingegen, Armeeseelsorger und Zürcher Grossmünsterpfarrer, steht «voll und ganz» hinter der Initiative. Aus militärischer Sicht gebe es keinen Grund mehr, Armeewaffen zuhause zu lagern. Zudem hat Sigrüst einst einen ehemaligen Konfirmanden beerdigt, der sich mit der Armeewaffe erschossen hat. Seither sei für ihn aus christlicher Perspektive klar: «Jeder Tod, den man verhindern kann, ist ein Stück Himmel auf Erden.»

SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER



WAFFENINITIATIVE

Die Initiative «Für den Schutz vor Waffengewalt», über die am 13. Februar abgestimmt wird, verlangt, dass Armeewaffen nicht mehr zu Hause aufbewahrt werden dürfen, sondern im Zeughaus gelagert werden müssen. Weiter fordert sie ein Schusswaffenregister sowie einen Bedarfsnachweis für den Erwerb und Besitz von Waffen. SAS

LEBENSFRAGEN

Beerdigung: Auch für die Hinterbliebenen muss es stimmen

ABSCHIED/ Die Gestaltung der Abdankung ist für manch Hinterbliebene schwierig: Die Wünsche des Verstorbenen entsprechen nicht den eigenen. Welche sind wichtiger?

FRAGE. Als mein Vater vor über fünfzehn Jahren starb, beerdigten meine Mutter und ich seine Urne im Garten, ohne Trauerfeier, «einfach so». Er hatte das ausdrücklich so gewünscht. Die Art und Weise seiner «Bestattung» ging mir aber ziemlich gegen den Strich. Meine Mutter, die inzwischen bestens umorgt in einem Altersheim lebt, hat vor einiger Zeit schriftlich für ihre «Letzten Dinge» dasselbe angeordnet, «wie es bei meinem Mann war». Ich will meine Mutter, wenn sie ihre ewige Ruhe gefunden haben wird, nicht «einfach so» – ich kann dem nicht anders sagen – «entsorgen». Ich möchte sie viel lieber im engsten Familienkreis im Gemeinschaftsgrab unserer Gemeinde beisetzen. Das heisst: Mir widersteht es, dem Wunsch meiner Mutter in allen Teilen nachzukommen. Ist das vertretbar? D.M.

ANTWORT. Lieber Herr M., ich verstehe Sie gut. Ihre Frage wäre auch meine Frage, wenn ich in der gleichen Situation wäre. Ich kann sie noch zuspitzen: Für wen muss die Art des Abschieds stimmen, für die Person, die gestorben ist, oder für die Personen, die zurückbleiben?

Natürlich bin ich dafür, dass wir die Letzten Dinge, die die Bestattung und den Abschied betreffen, ernst nehmen.

Wir sollen sie so gut, wie es geht und erlaubt ist und anderen nicht schadet, umsetzen. Bereits in dieser Aussage spüren Sie aber sicher, dass ich davon ausgehe, dass die Letzten Dinge anderen nicht wehtun sollten.

Verstorbene weiss ich, ob sie geglaubt haben oder nicht, in der Hand Gottes. Er wird sich um sie kümmern. Die sterblichen Überreste aber sind in den Händen derjenigen, die noch eine Zeit weiterleben dürfen. Das, was diese empfinden, glauben und brauchen in dieser Situation, ist wichtig. Also in diesem Fall Ihr Fühlen, Ihre Anliegen und Wünsche. Sie sollen den Abschied so gestalten, dass Sie damit leben und umgehen können.

Denken wir diesen Gedanken ruhig weiter. Die Situation könnte ja auch umgekehrt sein: Die verstorbene Person hat sich ein pompöses Begräbnis gewünscht und die, die den Abschied gestalten müssen, würden sie am liebsten in aller Ruhe beerdigen.

Ich persönlich finde: In Ihrem Fall und ebenso im umgekehrten Fall ist eine Lösung, die zwischen den entgegengesetzten Wünschen liegt, zu suchen. Beide sollen ernst genommen werden, der oder



ILLUSTRATION: VERENA STUMMER

die Verstorbene wie auch die Hinterbliebenen. Ich teile Ihr Empfinden, dass Sie Ihre Mutter im engsten Familienkreis im Gemeinschaftsgrab beerdigen wollen. Mich dünkt dies ein gangbarer Weg, den Sie kaum bereuen werden.

Eine Frage stellt sich aber noch: Wie wichtig war es Ihrer Mutter, bei ihrem Ehemann zu sein – im Sinn von: dort begraben zu werden, wo Ihr Vater begraben ist? Ich vermute, dass dieser Wunsch hinter der Entscheidung mit dem Grab im Garten stand. Müsste also nicht auch die Urne Ihres Vaters ausgegraben und bei der Mutter im Gemeinschaftsgrab zur letzten Ruhe gebettet werden? Ich an Ihrer Stelle würde das tun.

Es ist Ihre Entscheidung. Und das ist gut so. Sie muss für Sie stimmen, denn Sie und Ihre Angehörigen werden – hoffentlich – noch einige Zeit damit leben.

IN DER RUBRIK «Lebens- und Glaubensfragen» beantwortet ein theologisch und psychologisch ausgebildetes Team Ihre Fragen. Alle Anfragen werden beantwortet. In der Zeitung veröffentlicht wird nur eine Auswahl.

SENDEN Sie Ihre Fragen an: «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich lebensfragen@reformiert.info



ROMAN ANGST-VONWILLER

Ist Theologe und arbeitet als Seelsorger in der «Bahnhofkirche» des Zürcher Hauptbahnhofs (rba@uav.ch)

SPIRITUALITÄT IM ALLTAG

LORENZ MARTI ist Redaktor Religion bei Radio DRS und Buchautor



Der kleine Dieb und die grossen Fragen

Irgendeinmal habe ich zu klauen begonnen. Zuerst nur ganz vorsichtig, im Quartierlädeli von Frau Kropf. Einen Kaugummi vielleicht, einen Fünfermocken oder ein paar Sugus – was eben gerade so in Griffnähe lag. Frau Kropf war klein und trug eine Schürze. Sie kannte ihre Kunden und vertraute ihnen. Auch ich war klein, aber nicht immer vertrauenswürdig.

ERTAPPT. Später habe ich etwas mehr riskiert. In der Epa habe ich Klebstreifen mitlaufen lassen, einen Kugelschreiber und ein Messband. Im Franz Carl Weber steckte ich ein Spielzeugauto in die Hosentasche. Und im Merkur vergriff ich mich an der Schokolade. Dabei wurde ich allerdings erwischt. Eine Kundin hatte mich beobachtet und befahl mir, jetzt sofort zur Kasse zu gehen und meinen Diebstahl zu beichten.

REUMÜTIG. Mit hochrotem Kopf schlich ich zur Kasse. Nicht um zu beichten, sondern um mich mit gespielter Unschuld nach dem Preis dieser Schoggi zu erkundigen. Leider zu teuer, seufzte ich dann und legte das Diebesgut ins Gestell zurück. Die Kundin war unterdessen verschwunden und ich war frei. Gerade noch einmal davongekommen. Damit war meine Karriere als Dieb beendet.

ANSTÄNDIG. Aus der Biografieforschung weiss man, dass Menschen ihre gemeinen Taten gerne in die Vergangenheit verlegen. Früher, ja, da hat man einige krumme Sachen gemacht, aber das ist längst vorbei. Heute ist man ganz anders, besser natürlich. Das entspricht zwar nicht immer den Tatsachen, verhilft aber zum angenehmen Gefühl, ein anständiger Mensch zu sein.

PEINLICH. Den Laden von Frau Kropf gibts längst nicht mehr, die Epa ist verschwunden und der Franz Carl Weber schon zweimal weiterverkauft worden. Meine kleinen Diebstähle werden kaum zum Ende dieser traditionsreichen Geschäfte beigetragen haben. Sie wurden wohl nicht einmal bemerkt. Doch mir sind sie heute noch peinlich. Und ich weiss nicht einmal, ob ich mich inzwischen gebessert habe.

SUBTIL. Natürlich stehle ich nicht mehr. Aber ich nehme ab und zu etwas mit, was mir nicht gehört. Lasse zum Beispiel einen Kugelschreiber aus dem Büro mitlaufen. Stibitze in der Beiz einen schönen Bierteller. Oder klau eine gute Idee. Peanuts, gewiss, aber genau genommen auch eine subtile Form von Diebstahl. Und was ist mit all den Gütern, die ich schamlos konsumiere, während andere unter die Räder geraten? Ethische Fragen können unangenehm werden, wenn man sie ganz konkret in den eigenen Alltag übersetzt. Aber genau auf diese Übersetzung kommt es an. Ethik will nicht geglaubt, sondern praktiziert werden. Eines kann ich Ihnen übrigens versichern: Die Idee zu dieser Kolumne habe ich niemandem geklaut, die ist von mir. Hundertprozentig! Ehrenwort!

Drei Pioniere geben Auskunft

NEUE MEDIEN/ Kann die Kirche von digitalen Medien profitieren? Ja, finden Pfarrer Lutz Fischer-Lamprecht, Abt Martin Werlen und Jörg Weisshaupt. Sie nutzen gekonnt Facebook, Twitter und SMS.



LUTZ FISCHER-LAMPRECHT, 43 ist Pfarrer in der reformierten Kirchgemeinde Wettingen-Neuenhof und Mitglied der Synode der reformierten Landeskirche Aargau.

Pfarrer Lutz Fischer-Lamprecht nutzt Facebook vor allem privat

FACEBOOK

Herr Fischer-Lamprecht auf Facebook schreiben Sie, dass Sie 39,3 Grad Fieber haben. Warum soll das Ihre 601 Facebook-Freunde interessieren?

Ich erwarte nicht, dass es alle interessiert, aber die immerhin 39 bedauernden Kommentare taten mir gut. Ich kenne viele Leute und zahlreiche sind auf Facebook. Mit ihnen pflege ich auf der Plattform losen Kontakt. Wir halten uns gegenseitig auf dem Laufenden, diskutieren über Gott und die Welt.

Sie laden mehrmals täglich Beiträge und Fotos hoch. Sogar während der Synode. Sind Sie dauernd online?

Mit den Neuen Medien ist es leicht, überall online zu sein. Das ist verführerisch. Am Schreibtisch gehe ich aber nur ins Facebook, wenn ich zum Beispiel beim Predigtschreiben oder Postsortieren einen Durchhänger habe. Meine Frau wünscht sich manchmal, dass man per Handy nicht ins Internet könnte – zum Beispiel wenn ich auf Spaziergängen ins Facebook schaue.

Nutzen Sie Facebook für professionelle Zwecke? Zum Beispiel für die Seelsorge?

Unter Seelsorge verstehe ich Anteilnehmen am Leben der anderen. Das ergibt sich auf Facebook automatisch, wenn Freunde mir bei Fieber

gut zusprechen. So stehe auch ich anderen mit Anteilnahme, Zuhören und Rat bei, zum Beispiel bei Liebeskummer oder Trennungen. Auf Facebook kommuniziere ich aber in erster Linie privat. Ich bin auch in einer Facebook-Gruppe des Aargauer Pfarrkapitels, die wir vor allem als Veranstaltungsplattform nutzen.

Warum leisten Sie auf Facebook keine professionelle Seelsorge?

Facebook ist für persönlichere Anliegen zu öffentlich. Professionelle Seelsorge ist hingegen sehr persönlich, und Facebook widerspricht dem Seelsorgegeheimnis. Ich kann mir aber vorstellen, dass sich aus einem Facebook-Eintrag Seelsorge entwickelt, die dann in der persönlichen Begegnung fortgeführt wird. Nur die wenigsten stellen ihre wirklichen Probleme ins Netz. Die Ängste, dass solche Informationen in falsche Hände geraten, sind nicht aus der Luft gegriffen.

Soll die Kirche Facebook überhaupt als Kommunikationsmittel nutzen?

Kirchenarbeit hat viel mit Beziehungspflege zu tun. Will die Kirche ihren Auftrag, für Menschen da zu sein, erfüllen, kommt sie nicht um Facebook herum.

INTERVIEW: ANOUK HOLTHUIZEN

TWITTER

EIN ZUGÄNGLICHER WÜRDENTRÄGER



MARTIN WERLEN, 48 ist seit 2001 Abt des Klosters Einsiedeln. An der Stiftsschule unterrichtet er Philosophie.

«Vor einem Jahr lud mich das Schweizer Fernsehen ein, im Rahmen eines Berichts Twitter auszuprobieren. Seither (zwijschere) ich täglich Botschaften von maximal 140 Zeichen an meine inzwischen über 1800 Followers, das sind Twitter-Teilnehmende, die meine Nachrichten mitverfolgen. Ich berichte, was ich tue oder wohin ich unterwegs bin. So kann ich die Vielfalt meiner Arbeit aufzeigen und das Klischee vom weltfremden Abt hinter Klostermauern widerlegen. Wenn ich im Zug bin, twittere ich Bahngleichnisse, eine meiner Erfindungen.

AUGENHÖHE. Twitter erlaubt mir, Menschen jeglicher Couleur kennenzulernen. Wir tauschen uns nicht nur virtuell aus, sondern begegnen uns real bei sogenannten Tweetups, etwa der Wallfahrt, der Wallfahrt für Twitterer. Wenn ich am Bahnhof Bern eine Stunde Aufenthalt habe, informiere ich meine Twitter-Gemeinschaft. Wer Lust hat, kommt zum Treffpunkt. So ass ich in Bern mit zwei Informatikern zu Mittag und trank in Basel mit einem Studenten und einem arbeitslosen Migranten Kaffee. Viele dieser Leute würde ich nie kennenlernen, weil sie mit der Kirche wenig am Hut haben. Twitter fördert die Begegnung auf Augenhöhe. Und es gibt mir viele Impulse für meine Predigten.

MODERN. Klöster waren schon in früheren Jahrhunderten federführend in der Kommunikation. Es ist nahe liegend, dass wir auch die heutigen Kommunikationsmittel nutzen. Ich habe den Mitbrüdern im Kloster Einsiedeln und den Mitschwestern im Kloster Fahr Twitter vorgestellt. Twitter fordert uns heraus, uns kurz und präzise zu fassen. Das müssen wir besser denn je beherrschen. Wer eine Botschaft in 140 Zeichen weitergeben will, muss sie sehr gut verstehen.» AHO

SMS

SEELSORGE MIT KURZBRIEFEN



JÖRG WEISSHAUPT, 54 ist SMS-Master bei der Internet- und SMS-Seelsorge Zürich (www.seelsorge.net), die von Kirchgemeinden und der reformierten und katholischen Landeskirche Zürich mitgetragen wird.

«Als vor fünfzehn Jahren die SMS-Manie in Europa ausbrach, starteten wir mit der SMS-Seelsorge. Per Nummer 767, was auf den Tastenbuchstaben (SOS) oder (SMS) ergibt, können Leute in Kurzbriefform Probleme an uns herantragen. Heute schwankt die Anzahl SMS, die das Team pro Tag erreichen, zwischen zwei und 120. Im Schnitt löst jedes SMS einen Wechsel von fünf weiteren aus. Die meisten Probleme betreffen Beziehungen: von der Angst, ein Mädchen anzusprechen, bis hin zu schweren Ehekrisen. Oft gelangen auch Angehörige von Personen an uns, die einen Suizid versucht oder begangen haben. Wir leisten aber keine therapeutische Begleitung, sondern versuchen, Antworten zu geben und die Person zu stärken. Das geschieht in 24 Stunden. Wer schneller Hilfe braucht, den verweisen wir an andere Stellen. Wir missionieren nicht. Ein (B)hütet di Gott) als Abschiedsgruss kann schon viel bewegen.

TIEFE. Manche Kirchenvertreter finden die SMS-Seelsorge oberflächlich. Ich erlebe jedoch oft eine Tiefe, wie ich sie im Gespräch selten erreiche. Indem das Gegenüber anonym bleibt, lenkt seine Erscheinung nicht vom Wesentlichen ab. Das gilt für beide Seiten. Die Kurzbriefform zwingt einen, schnell auf den Punkt zu kommen. Bei einem langen Austausch schlagen wir den Leuten vor, per Mail fortzufahren, doch die meisten wollen beim SMS bleiben. Ein Handy ist eben privater als ein Computer. Ein Pfarrer, der bei uns im Team arbeitete, sagte mir: (Endlich fühle ich mich wieder als Seelsorger.) In seiner Gemeinde konnte er diese Funktion immer seltener ausführen. Per SMS erreichen wir viele Menschen, auch kirchenferne. Darum soll die Kirche mit der Seelsorge auch auf modernen Kommunikationswegen präsent sein.» AHO

GLOSSAR

TWITTER. Über www.twitter.com verschicken Nutzer Meldungen, die sofort veröffentlicht werden. Auch öffentliche Personen und Unternehmen nutzen den Nachrichtendienst.

FACEBOOK. Auf facebook.com kann man soziale Netzwerke unterhalten. Jeder Benutzer hat ein Profil, auf das er Texte, Fotos und Filme hochladen kann. Um diese anzusehen, muss man sich gegenseitig als «Freund» anerkennen.

marktplatz.

INSERATE:
anzeigen@reformiert.info
www.reformiert.info/anzeigen
Tel. 044 268 50 31

Singwoche im Burgund
6. – 13. August 2011 im «Maison la cathédrale» in Cathinière
Leitung: Romy Dübener, Sängerin, Gesangspädagogin SMPV, Chorleiterin.
Kursinhalt: A-cappella-Chorwerke aus verschiedenen Jahrhunderten. Einzelstimmbildung/Gruppenunterricht. Kursgebühr: Fr. 1200.–
Auskunft: romyduebener@bluewin.ch oder 031 711 13 78

Unterwegs zum Du
für Partnersuchende • nicht gewinnorientiert
Basel 061 313 77 74
Bern 031 312 95 91
Ostschweiz 071 640 05 80
Zürich 052 672 20 90 www.zum-du.ch

FLEXO
Innovative Handlauf-Systeme
HANDLÄUFE INNEN + AUSSEN!
• günstige Preise inkl. Montage
• Fachberatung
• grosse Auswahl
Beratung u. Montage in Ihrer Nähe!
www.flexo-handlauf.ch
☎ 052 534 41 31

Eric Berne Institut Zürich
Institut für Transaktionsanalyse

Konstruktiv kommunizieren

Einführung in die Theorie und Praxis der Transaktionsanalyse (TA 101)
→ 06. – 08. Mai 2011

Stilsicher und selbstbewusst Erwachsene bilden

Zertifikate SVEB1 und TA 101
Transaktionsanalyse als wirksames Instrument, um methodisch-didaktische Prozesse professionell zu gestalten
Leitung: Franz Liechti-Genge
→ Beginn: 7. April 2011

Kontakt und Unterlagen:
CH-8008 Zürich, Dufourstrasse 35
Telefon 044 261 47 11
www.ebi-zuerich.ch

Wir können aus Wasser keinen Wein machen. Aber aus Anzeigen Werbeerfolg!

reformiert.

Buchen Sie Ihre Anzeige in «reformiert.» am besten noch heute und profitieren Sie von attraktiven Preisen und einer beglaubigten Auflage von 716 000 Exemplaren in den Kantonen Aargau, Bern, Graubünden und Zürich. «reformiert.» erscheint monatlich (im Kanton Zürich 14-tägig) und wird per Post zugestellt.

Rufen Sie uns am besten gleich an und informieren Sie sich auch über unsere günstigen Beilagepreise.

Wir freuen uns auf Sie unter Telefon 044 268 50 30, per Fax 044 268 50 09 oder E-Mail anzeigen@reformiert.info

www.reformiert.info

AGENDA

KURSE

Alkohol in der Familie. Das Blaue Kreuz lädt zur Tagung zum Thema «Kinder aus alkoholbelasteten Familien» ein. Referenten sind Michael Klein, Suchtforscher, Georg Kling, Kindergruppe Zebra, Winterthur. Vorgestellt wird das Projekt Kindergruppe.
Datum: 24. Februar; **Zeit:** 10 bis 17.45 Uhr; **Ort:** Calvensaal, Calvenweg, Chur; **Preis:** 50 Franken; **Info/Anmeldung:** info@blaueskreuz.gr.ch, 081 252 43 41/37, www.blaueskreuz.gr.ch

KIRCHE

Frauengottesdienst. Frauen feiern Gottesdienst – unter diesem Motto finden allmonatlich, jeden dritten Mittwoch (ausgenommen Verschiebung wegen Schulferien), Gottesdienste nur für Frauen statt.
Datum: 16. Februar; **Zeit:** 19.15 Uhr; **Ort:** Evangelisch-reformierte Kirche Chur-Masans.

ERHOLUNG

Kovive. Familien mit kleinem Budget verzichten auf vieles. Ferien sind meist unbezahlbar. In der Broschüre «Schneeplausch total 2010–2011» bietet das Schweizer Kinderhilfswerk Kovive Angebote für Kinder-/Jugendlager und Familienferien an. Damit Abstand und Erholung auch für Kinder und Familien mit kleinem Budget möglich sind. Die Preise der Kovive-Angebote sind stark reduziert. **Info:** www.kovive.ch

VEREIN

Preisausschreiben. Wie sieht eine liberale Position aus, die an der Glaubens- und Gewissensfreiheit festhält? Müssen das Schächten, das Tragen von religiöser Tracht in der Öffentlichkeit unterbunden werden? Der Verein Libref. schreibt erstmalig den mit 5000 Franken dotierten «prix libref.» aus. Er wendet sich an Studierende der Schweizer Universitäten. **Info/Anmeldung:** libref. Schweizer Verein für freies Christentum der evangelisch-reformierten Landeskirchen, Jean-Claude Cantieni, Loestrass 145, 7000 Chur; jccantieni@bluewin.ch

REISEN

Kunstwanderungen. Neues Jahresprogramm unter www.kunstwanderungen.ch. **Anmeldung:** dieter.matti@bluewin.ch oder Dieter Matti, Stulserstrasse 43B, 7484 Latsch ob Bergün. **Telefon:** 081 420 56 57, **Telefax:** 081 420 56 58. **Die erste Reise** in diesem Jahr führt nach Languedoc und Roussillon in Südfrankreich. **Datum:** 7. bis 15. Mai 2011.

BERATUNG

Lebens- und Partnerschaftsfragen. www.beratung-graubunden.ch. **Chur:** Angelika Müller, Thomas Mory; Bahnhofstrasse 20, 7000 Chur; 081 252 33 77; beratung-chur@gr-ref.ch. **Engadin:** Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3, 7505 Celerina; 081 833 31 60; beratung-engadin@gr-ref.ch
Menschen mit einer Behinderung. Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, 7000 Chur; astrid.weinert@gr-ref.ch
Gehörlose. Achim Menges, Oberer Graben 31, 9000 St. Gallen; 071 227 05 70; gehoerlosenseelsorge@gr-ref.ch
Erwachsenenbildung. Rahel Marugg, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 079 815 80 17; rahel.marugg@gr-ref.ch
Jugendarbeit. Susanne Gross, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 250 02 56; susanne.gross@gr-ref.ch

TIPP



Was gegen Angst hilft

SEMINAR/ Psychische Erkrankungen betreffen niemals nur den persönlichen Erkrankten, sondern auch sein ganzes Umfeld. Die daraus entstehenden Probleme schaffen oft Unsicherheit, Angst und Hilflosigkeit. Deshalb bietet die Vereinigung der Angehörigen von Schizophrenie/Psychisch-Kranken (VASK) ein Tagesseminar an. Als Referenten wirken u.a. mit: Rahul Gupta, Leitender Arzt Klinik Waldhaus; Reto Parpan, Psychologe.

DATUM: 5. Februar, 9 bis 16 Uhr, Klinik Waldhaus, Loestrass 220, Chur. **Information und Programme:** Telefon 081 353 71 01, www.vaskgr.ch

Religionsunterricht. Ursula Schubert Süssstrunk, Welschdörfli 2, 7000 Chur; 081 252 62 39; ursula.schubert@gr-ref.ch

Kommunikation. Marks Dettwiler, Pfarrhaus, 7477 Filisur, 081 404 12 34; markus.dettwiler@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus. Barbara Grass-Furter, Oberalpstrasse 35, 7000 Chur; 081 250 79 31; barbara.grass@gr-ref.ch

Ökumene, Mission und Entwicklung. Christine Luginbühl, Postgasse 4, 7023 Haldenstein; 081 353 35 22; christine.luginbuehl@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit. Daniela Troxler, Carsiliassstrasse 195 B, 7220 Schiers; 081 328 19 79; daniela.troxler@gr-ref.ch

RADIO-TIPPS

Radio Rumantsch. Pregia curta u meditaziun, dumengia, a las 9.15, repetiziun a las 20.15:

- 6.2. Jörg Büchel, Sent, reformà
- 13.2. Flurina Cavegn-Tomaschett, Breil, catolic
- 20.2. Gregor Imholz, Müstair, catolic
- 27.2. Ursi Tanner-Herter, Furna, reformà

Radio DRS 2. Gesprochene Predigten, sonntags um 9.45 Uhr:

- 6.2. Römisch-katholischer Gottesdienst in Altdorf
- 13.2. Karin Schaub (kath.); Meinrad Schicker (ref./meth./freikirchl.)
- 20.2. Jean-Pierre Brunner (kath.); Caroline Schröder Field (ref./meth./freikirchl.)
- 27.2. Li Hangartner (kath.); Henriette Meyer-Patzelt (ref./meth./freikirchl.)

Radio Grischa. «Spirit, ds Kirchamagazin uf Grischa». Sendung mit Katharina Peterhans, sonntags, 9.20 Uhr. www.gr-ref.ch.

LESERBRIEFE



REFORMIERT. 1/11: Gretchenfrage «Kein Mensch kann wissen, ob es Gott gibt»

ANMASSEND

Wenn Herr Blum von sich gesagt hätte: «Ich kann nicht wissen, ob es Gott gibt», hätte das genügt. Aber es ist eine Anmassung, wenn er sagt: «Kein Mensch kann wissen, ob es Gott gibt.» Schade, dass er bis jetzt Gott nicht kennenlernen wollte. Ich kann für Andreas Blum nur beten, dass er erkennen darf, dass es einen Gott gibt und dass wir durch Jesus Christus ewiges Leben erlangen dürfen.

ERNST BURGER, ROTHENBRUNNEN

REFORMIERT. 1/11 Hilfswerke «Wohltätig shoppen»

WOHLTUEND

Mit diesem Beitrag ist es «reformiert.» gelungen, ein komplexes Thema zu beleuchten und auf den Punkt zu bringen. In einer Zeit, in der alles undurchsichtiger wird, wird auch bewusstes Spenden geschickt mit diffuser Wohltätigkeit gemischt. Auch bei den viel gepriesenen Mikrokrediten findet offenbar eine Kommerzialisierung statt – mit verheerenden Folgen. Ich hoffe, dass Sie weiterhin

BERICHTIGUNG

Im Beitrag «Wohltätig shoppen» in der «reformiert.»-Ausgabe vom Januar ist uns ein Fehler unterlaufen: Der Satz, wonach Novartis in Kirchenkreisen umstritten sei, weil die Firma bei Aidsmedikamenten strikt auf den Patenten beharre, ist falsch. Novartis stellt keine Aids-medikamente her. Was in kirchlichen und entwicklungs-politischen Kreisen für Aufregung sorgte, ist der in Indien gerichtlich ausgetragene Patentstreit um das Novartis-Medikament Glivec gegen Blutkrebs. Kritiker befürchten, dass die Patentklage auch die Herstellung von Aidsgenerika in Indien behindern könnte. Wir entschuldigen uns für die Falschinformation.

DIE REDAKTION

spannende Nummern herausgeben, die Diskussionen auslösen und hie und da auch etwas in Gang bringen.

RUDDOLF BÜHLMANN, BERN

REFORMIERT. 12/10 ALLGEMEIN

ANSPRECHEND

Ich möchte der Redaktion an dieser Stelle gratulieren für dieses sehr zeitgemäss gestaltete Informationsblatt. Ich fühle mich angesprochen durch die meisten der aufgegriffenen Themen und besonders auch durch die mit Bildern aufgelockerte Gestaltung. Machen Sie bitte weiter so und überlegen Sie sich, wie man «reformiert.» auch unter Nichtreformierte bringen könnte (z. B. in Altersheimen oder Spitälern aufliegen). Ich bin sicher, es fänden sich noch zahlreiche Lesende.

HANS-RUDOLF LEU, KLINGNAU

UNGENÜGEND

In einer gewaltigen Welle rauschte der Weihnachtsrummel über das christliche Abendland. Doch in der Heimat der christlichen Religion, im Morgenland, mussten die Christen sich verstecken, riskierten ihr Leben, wenn sie Weihnachten feiern wollten. In keinem dieser Staaten können die Christen offen ihre Religion praktizieren. In Pakistan wurden sogar dieses Jahr über sechzig Personen ermordet. Hat der entsetzte Aufschrei die westliche Presse erschreckt? Haben die Medien, welche jede «Hundsverlochete» aufbereiten, ausführlich darüber berichtet? Oder haben sie von einem Protest westlicher Staaten oder der UNO gehört oder gelesen? Natürlich nicht, das war ja nicht annähernd so schlimm wie das Minarettverbot

in der Schweiz. Es erwartet auch kein Mensch bei uns, dass man Gleiches mit Gleichem vergelten sollte, das wäre gegen die Grundidee des Christentums. Aber die christlichen Staaten mit ihrer staatlich garantierten Religionsfreiheit müssen endlich das Gegenrecht für Christen in muslimischen Staaten einfordern. Menschenrechte sind nur dort voll respektiert, wo die Menschen ihre politische und materielle Zukunft in voller Freiheit selbst bestimmen können. Damit der Staat dies weiterhin garantieren kann, muss dessen Volk auf die Respektierung aller von ihm beschlossenen Gesetze achten. Da wir uns dessen nicht nur rühmen, sondern dies auch wirklich geniessen können, würde es unserem Land gut anstehen, einen Vorstoss betreffend Menschenrechte bei der UNO vorzunehmen – zumal ein Schweizer alt Bundesrat dieses Jahr die Organisation präsidiert. Damit auch in naher Zukunft alle Christen, wo sie auch wohnen, ohne Angst um ihr Leben Weihnachten feiern können. **BART MEIER-KLAAS, KLOSTERS**

IHRE MEINUNG interessiert uns. Schicken Sie uns Ihre Zuschrift elektronisch: redaktion.graubunden@reformiert.info

ODER PER Post: «reformiert.» Redaktion Graubünden Wiesentalstrasse 89 7000 Chur.

ÜBER AUSWAHL und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

IMPRESSUM/

«reformiert.» Graubünden
Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden

Abonnemente/Adressänderungen: Südostschweiz Presse und Print AG Postfach 508, 7007 Chur Tel. 0844 226 226 abo.graubunden@reformiert.info

Herausgeberkommission Präsident: Pfarrer Fadri Ratti, 7012 Felsberg

Redaktion Graubünden: Reinhard Kramm, Chur (Redaktionsleitung), Rita Gianelli-Bächler, Davos, Fadrina Hofmann Estrada, Scuol.

Redaktion Gemeindeseiten: Reinhard Kramm, Chur, Ursula Kobel, Bonaduz, Karin Friedrich, Saland

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal

Adresse Redaktion: Wiesentalstrasse 89 7000 Chur, Tel. 081 356 66 80 redaktion.graubunden@reformiert.info

Ausgaben: Jährlich 11 Nummern
Auflage Graubünden: 38 000 Exemplare
 Geht unentgeltlich an die Mitglieder der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden

Inserate: Anzeigen-Service: Preyergasse 13, 8022 Zürich Tel. 044 268 50 30, Fax 044 268 50 09 anzeigen@reformiert.info

Inserateschluss (Ausgabe 25.2.2011): 2. Februar 2011

«reformiert.»

«reformiert.» ist ein Kooperationsprojekt des Aargauer, Bündner und Zürcher «Kirchenboten» sowie des Berner «saemann». www.reformiert.info

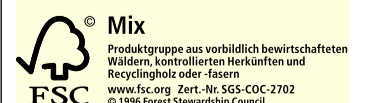
Gesamtredaktion: Rita Jost, Samuel Geiser, Martin Lehmann (Bern), Annegret Ruoff, Anouk Holthuisen, Sabine Schüpbach Ziegler (Aargau), Rita Gianelli, Fadrina Hofmann, Reinhard Kramm (Graubünden), Delf Bucher, Jürgen Dittrich, Käthi Koenig, Christine Voss, Christa Amstutz (Zürich).

Blattmacher: Martin Lehmann

Layout: Nicole Huber, Marcel Deubelbeiss

Korrektorat: Yvonne Schär, Langenthal

Gesamtauflage: 720 000 Exemplare



CARTOON **CHRISTA**

JÜRIG KÜHNI



DOSSIER-RÄTSEL: AUFLÖSUNG

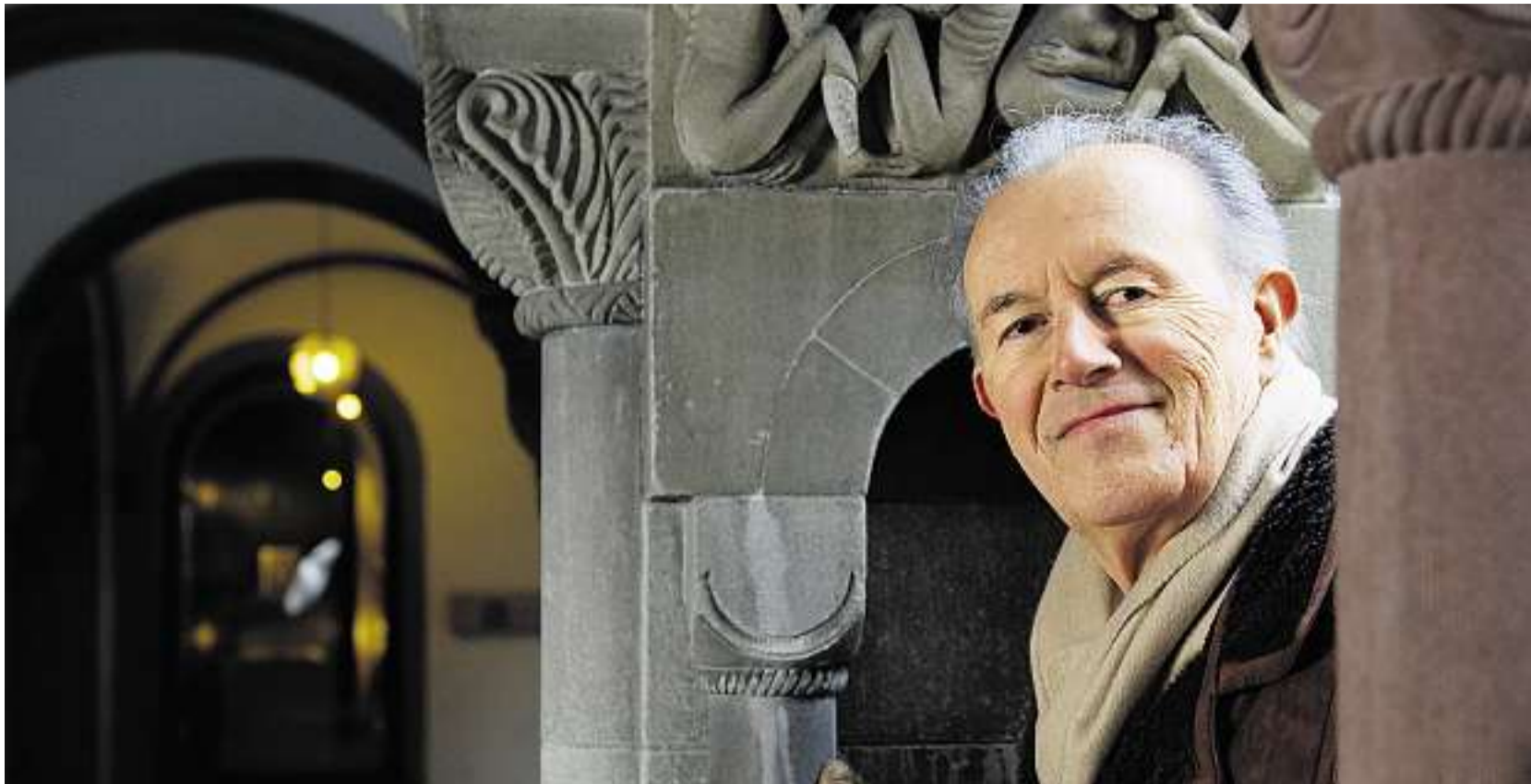


Wie hieszen die Freiwilligen des Wettbewerbs in Nr. 1/11?

Jeden Monat einen Blumenstrauss

erhält die Gewinnerin des Dossier-Wettbewerbs (Nr. 1/11): **Verena Büchli, Zürich.** Wir gratulieren!

Lösung: Abbé Pierre (1) gründete Emmaus. Ursula Brunner (2) gab den Ausschlag für Max Havelaar. Hans Caspar Hirzel (3) gründete die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, Henry Dunant (4) das IKRK, William Booth (5) die Heilsarmee, und Meta von Salis (6) forderte das Frauenstimm- und Wahlrecht. Lösung: **Ad3/Be4/Cf5/Db6/Ec1/Fa2**



Will den Ursprung der Religionen erforschen: Werner Latal im Hof des Theologischen Instituts der Universität Zürich

Rentner und Student, Christ und Freimaurer

PORTRÄT/ Als Pensionierter hat sich Werner Latal einen Traum erfüllt: Er studiert nun Religionswissenschaften.

Es kommt vor, dass Werner Latal, 73, morgens an der reformierten Fakultät der Universität Zürich eine Vorlesung besucht, am Nachmittag zum Gebet in die katholische Kirche geht und abends in der Freimaurerloge philosophiert. Werner Latal ist seit jeher ein Suchender, ein Suchender mit einer Vorliebe für Rituale und Traditionen. Weil gerade Religionen von Ritualen leben, wollte Werner Latal deren Ursprung ergründen. Deshalb begann er nach seiner Pensionierung vor acht Jahren mit dem Studium der Religionswissenschaften. Inzwischen ist er im vierzehnten Semester. «Das hat mein Leben auf ein völlig neues Fundament gestellt.»

NEUE ARBEIT. Nebelschwaden hängen in den alten Buchen des Rieter-Parks im Zürcher Engequartier. Täglich spaziert Werner Latal durch die Parkanlage. Ein Ritual, das er seit seiner Pensionierung pflegt, meist in Begleitung seiner Frau Magdalena. Vierzig Jahre lebt der gebürtige Österreicher nun in der Schweiz. «Nur mit Rucksack und Bratpfanne» seien er und seine Frau in Zürich gelandet, lacht er. Hier fand der gelernte Elektroingenieur Arbeit in einem inter-

national tätigen Energietechnikkonzern, dem er bis zur Pensionierung treu blieb. «Vom judenfeindlichen Graz ins liberale Zürich – das war für uns wie Tag und Nacht», erinnert sich Werner Latal, dessen Frau Jüdin ist. Ihre Familie blieb unverehrt. Aber das ist eine andere Geschichte.

NEUE WELT. In Latals Familie und Freundeskreis befruchteten sich Judentum und Christentum gegenseitig. Latal selbst besucht regelmässig die Messe: «Ich liebe die Rituale und den Geruch von Weihrauch.» Am liebsten wäre er sogar Pfarrer geworden, doch als Siebzehnjähriger hielt er dem Widerstand der Familie nicht stand. Heute bereitet ihm die konservative Haltung seiner Kirche Mühe. Zu den Reformierten zu wechseln, käme für ihn aber trotzdem nie infrage. «Zu kopflastig», sagt er, zudem fehle den Reformierten die – vorab mündliche – Überlieferung auch ausserbiblischer Geschichten und Legenden. «Eine enorme Verarmung», findet Latal.

Die Tradition der mündlichen Überlieferung findet Werner Latal hingegen bei den Freimaurern. Seit zwanzig Jahren ist er Mitglied einer

Zürcher Loge. «Die Freimaurerei ist keine Religion», sagt der zweifache Familienvater, «sondern vor allem persönliche Weiterentwicklung.» Er selbst habe viel profitiert von der Gemeinschaft, deren Ideale Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Toleranz und Humanität sind. Der respektvolle Umgang habe ihm Welten eröffnet, zu sich selbst und zu seiner Familie. Dass die katholische Kirche den Freimaurern gegenüber Berührungsängste hat, befremdet ihn. Dogmen zu besitzen, sei kein Grund für allgemeingültigen Wahrheitsanspruch.

NEUE WAHRHEIT. Der Spaziergang vom Rieter-Park zu Latals Wohnung dauert etwa zehn Minuten. Auf dem Pult seines Studierzimmers liegen die Schriften Paulus', aber auch die Essener Texte aus Qumran. «Es gibt nicht nur eine Wahrheit, die Menschen leben in verschiedenen Welten», ist Werner Latal überzeugt. Er blättert in einem der Bücher. Das Studium, so Latal, habe ihm geholfen, seiner eigenen Wahrheit ein Stück näherzukommen. Und er hat erkannt, warum Rituale und Traditionen so wichtig sind: «weil sie Identität stiften.»

RITA GIANELLI

WERNER LATAL, 73

arbeitete mehr als dreissig Jahre als Elektroingenieur in einem internationalen Konzern. Nach seiner Pensionierung im Jahr 2003 begann er an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich ein Studium der Religionswissenschaften. Zurzeit arbeitet er an seiner Lizenzierungsarbeit. Darin beschäftigt er sich mit der Frage, was mit den Altgläubigen, also den katholisch Geblienen, nach dem Zürcher Reformationsbeschluss 1523 geschah.

GRETCHENFRAGE

STEFANIE GROB

«Eine endlose Verkettung von Zufälligkeiten»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Grob?
Ich habe es mir damit nicht einfach gemacht. Das Interesse am Glauben war stets da, aber es gab schon als Kind für mich Dinge, die nicht aufgingen.

Nämlich?

Nach dem Tod kommt man ins Paradies. Bis in alle Ewigkeit. 5000 Jahre lang einen Apfelbaum anschauen mag ja noch spannend sein, aber 50 000 Jahre oder fünf Millionen Jahre ... Um der drohenden Langeweile zu entgehen, wollte ich dann unbedingt an Wiedergeburt glauben. Als Teenager las ich tonnenweise entsprechende Bücher, scheiterte aber auch daran.

Was glauben Sie heute?

Ich sehe meine Existenz als endlose Verkettung von Zufälligkeiten. An eine höhere Macht glaube ich nicht. Was nicht heisst, dass ich gedankenlos oder rücksichtslos bin. Ich bin überzeugt, dass man nicht auf Kosten anderer leben darf. Erst recht, seit ich Mutter einer dreijährigen Tochter und eines siebenmonatigen Sohnes bin.

Haben Sie Ihre beiden Kinder taufen lassen?

Nein. Ich selbst wurde zwar getauft, habe mich aber nicht mehr konfirmieren lassen. Zu Beginn des reformierten kirchlichen Unterrichts sagte ich zum Katecheten, er habe zwei Jahre lang Zeit, mich zu überzeugen, was nach hitzigen Diskussionen misslang. Meine Kinder werden sich womöglich andersrum entscheiden.

Haben Ihr Schreiben und Ihre Wortkunst für Sie eine spirituelle Dimension?

Spirituell nicht. Das Typische an meiner Arbeit ist das Sezierende: Ich gebe mich nicht mit schnellen Antworten zufrieden, versuche immer, einige Schichten tiefer zu schürfen. Das ist wie bei meiner Auseinandersetzung mit der Religion. Für mich ist das Schreiben jene Kunst, mit der man die präzisesten Aussagen machen kann. Nebst des Inhalts müssen aber auch der Sprachfluss, der Rhythmus stimmen. Hin und wieder arbeite ich endlos an einem einzigen Satz.

INTERVIEW: SABINE SCHÜPBACH ZIEGLER



STEFANIE GROB, 35

ist Theaterautorin, Spoken-Word-Artistin und regelmässig in der «Zytlupe» (Radio DRS 1) zu hören. Sie lebt in Zürich.

AUF MEINEM NACHTTISCH

HEINRICH MANN: HENRI QUATRE

Lebensgeschichte eines «guten Königs»



HEINRICH MANN:
Die Jugend des Königs
Henri Quatre.
Rowohlt-Verlag 1935
ISBN: 349913487X

Die beiden Bände auf meinem Nachttisch umfassen insgesamt rund 1700 Seiten. Es handelt sich um Heinrich Manns zweiteiligen Roman «Henri Quatre», die Lebensgeschichte des «bon roi» der Franzosen, dessen Hochzeitsfest 1572 in der blutigen Bartholomäusnacht endete und der dann selbst 1610 einem Mordanschlag zum Opfer fiel. Das Lesevergnügen gönne ich mir übrigens zum dritten Mal, weil ich die beiden ersten Male, gepackt von der spannenden Handlung und der Lebendigkeit der Figuren, durch die Seiten geeilt bin. Jetzt möchte ich mir mehr Zeit lassen, mir von diesem guten König erzählen zu lassen, vom

ersten Satz: «Der Knabe war klein, die Berge waren ungeheuer» bis zum letzten: «Der einzige König lebt bis heute bei den Armen.» Das mag nach einer Idealisierung einer historischen Person klingen, ist es aber in keiner Zeile.

HUMANISTISCHER KÖNIG. Henri ist ein Mann von kleinem Wuchs, aber mit grossem Herzen, volkstümlich, weil seine Stärken die Schwächen nicht verdecken, ein tapferer Soldat, ein Liebhaber der Frauen, aber vor allem ist er Mensch: Er erlässt das Toleranzedikt von Nantes, um in einer schlimmen Zeit, in der Hugonotten und Katholiken unerbittlich

um die Macht in Frankreich kämpfen, Frieden zu schaffen. Darum ist ihm Paris eine Messe wert, aber er vergisst darüber auch die konkreten Sorgen seiner Untertanen nicht, damit auch sie sonntags ein Huhn im Topf haben. Und dann ist Heinrich Manns Roman noch mehr als eine historische Schilderung: 1935 bis 1938 geschrieben, ist er auch ein Gegenentwurf zum Naziregime, vor dem der Autor fliehen musste, die «Utopie einer grossen menschlichen Gemeinschaft der Freiheit, Vernunft und Menschlichkeit» (G. Lukács).

MAGNUS SCHLEICH ist Pfarrer in Fuldera.